Magazin des Soldaten

HEFT 10 • OKTOBER 1963 • PREIS DM 1,–

ARMEE Rundschau



Kurt Zimmermann: Rast • Pinselzeichnung, 1963



Oberst Hans Wiesner

Kandidat der Volkskammer

Stimmt unsere Bilanz zur Wahl?

Sie kandidieren für die Volkskammer. Was hat ein Offizier eigentlich darin zu suchen?

„Gegenfrage: Warum sollte ein Angehöriger unserer Nationalen Volksarmee darin nichts zu suchen haben? Wir sind doch ein Teil unseres werktätigen Volkes, entstammen ihm und dienen ihm. Was liegt also näher, als daß die Armee gleichfalls ihre Abgeordneten in die Volksvertretungen entsendet? Mich haben beispielsweise die Plauener Offiziersschüler als Kandidaten aufgestellt."

Gibt es noch andere Gesichtspunkte?

„Gewiß. In der Volkskammer werden bekanntlich die Grundfragen unseres Weges beim umfassenden Aufbau des Sozialismus beraten. Dazu gehört auch die Landesverteidigung. Also ist es auch aus diesem Grund ganz natürlich, daß wir Arbeiter und Bauern in Uniform dort vertreten sind."

Apropos Arbeiter und Bauern in Uniform. Entstammen Sie der Arbeiterklasse?

„Ja, ich wurde 1925 als Sohn einer Arbeiterfamilie in Görlitz geboren und bin Zimmerer von Beruf."

Ganz kurz bitte – wie war Ihr Lebensweg?

„Mit 17 Jahren wurde ich Soldat. 1944 geriet ich in sowjetische Gefangenschaft. Hier kam ich mit dem Marxismus-Leninismus in Berührung und wurde Kommunist. 1950, wieder zu Hause, trat ich in die bewaffneten Kräfte der DDR ein. Inzwischen habe ich eine Militärakademie besucht und bin heute Leiter der Politischen Verwaltung eines Militärbezirks."

Früher sagte man: „Wahltag ist Zahltag". Wie sieht die Bilanz unserer Soldaten aus?

„In der letzten Wahlperiode sind wir ein gutes Stück vorangekommen und haben den Auftrag unseres Volkes, den Frieden wirksam zu sichern, ehrenvoll erfüllt. Ich nenne dazu nur das Datum des 13. August 1961. Wie die Arbeiter, Genossenschaftsbauern und Wissenschaftler, kommen auch wir nicht mit leeren Händen zur Wahl. Ich denke dabei vor allem an die große Truppenübung ‚Quartett', war doch gerade sie für unsere junge Armee ein Examen fester Waffenbrüderschaft, militärischer Meisterschaft und hoher Gefechtsbereitschaft."

Inzwischen sind unsere Soldaten allerdings an die Erntefront gegangen ...

„Ja, und sie werden auch dort zeigen, was in ihnen steckt und daß jederzeit auf sie Verlaß ist. Denn Volk und Armee bilden in unserer Republik eine untrennbare Einheit."

Was sticht hervor an unserer Bilanz?

„Ich möchte sagen: Die vielen prächtigen Menschen, die unter Führung der Partei alle unsere Erfolge vollbracht haben. Alles, worauf wir heute stolz sind, ist ihr Werk. Ein Werk, das vor allem dank der sozialistischen Entwicklung der Menschen gelungen ist: was uns wiederum verpflichtet, den Menschen stets in den Mittelpunkt unserer Arbeit zu stellen."

Tun Sie das?

„Ich denke schon. Für einen leitenden Offizier ist es unerläßlich, dorthin zu gehen, wo die Gefechtsbereitschaft der Armee geschmiedet wird – in die Truppe. Dort nehme ich unmittelbar an der Ausbildung teil und spreche mit den Soldaten über ihre Sorgen und Nöte, damit ich mit Rat und Tat helfen kann."



Es gibt zur Wahl auch bei uns viele Verpflichtungen. Was haben Sie sich vorgenommen?

„Vor allem will ich noch intensiver an der sozialistischen Erziehung aller Genossen arbeiten, insbesondere aber für die engere Verbindung unserer Armee mit den Werktätigen. Als Volkskammerkandidat strebe ich danach, allen Soldaten, Unteroffizieren und Offizieren ein guter Interessenvertreter zu sein."

Am 20. Oktober geben wir der Republik unsere Stimme. Welche Tat soll ihr vorausgehen?

„Bekanntlich gibt es schon viele Verpflichtungen. Sie gilt es jetzt zu erfüllen. Ich möchte dabei besonders alle Vorgesetzten auffordern, ihren Genossen helfend zur Seite zu stehen, damit alle Verpflichtungen termingerecht und vollständig erfüllt werden. Denn das ist Volksabstimmung durch die Tat!"

Hilfe gefragt

Liebe Leser des Soldatenmagazins!

Angeregt durch die Redaktion, erlaube ich mir, heute in eigener Sache ein paar Worte an Sie zu richten. Mit der in dieser Ausgabe veröffentlichten Grafik „Vereidigung" (Seite 14/15) habe ich versucht, an diese Thematik künstlerisch heranzukommen. Ich betrachte dieses Blatt noch nicht als abgeschlossen, möchte es Ihnen aber doch schon in dieser Fassung zur Diskussion stellen, da ich mir für die Endfassung noch sehr nützliche Anregungen von Ihnen erhoffe.

Wenn Sie – ob Soldat, Mutter, Mädchen oder Arbeiter – der Redaktion Ihre Gedanken und Meinungen sowohl zu diesem Blatt als auch zum Thema Vereidigung im allgemeinen schreiben, wäre ich Ihnen sehr dankbar.

Mit sozialistischem Gruß

Ihr
Kurt Zaendrum

Nur mit Genehmigung

Wir sind dreijährige Offiziersschüler und laut Wehrpflichtgesetz Berufssoldaten. Man verbietet uns aber, in Zivil auszugehen und in Zivil vom Objekt in Urlaub zu fahren. Ich möchte nun einmal genau wissen, wie es sich damit verhält.

Offiziersschüler Häßner, Dessau

In der Ziffer 44 der DV 10/3 ist festgelegt, daß sowohl Berufssoldaten als auch Soldaten auf Zeit ab Dienstgrad Feldwebel berechtigt sind, außerhalb des Dienstes Zivilkleidung zu tragen. Da Offiziersschüler zwar Berufssoldaten sind, aber nicht einen Dienstgrad ab Feldwebel aufwärts tragen, sondern den Dienstgrad Offiziersschüler (der auch an der Uniform sichtbar ist), benötigen sie eine Genehmigung zum Tragen von Zivil. Ihre Vorgesetzten handeln also völlig korrekt.

Kopfschütteln über Kopfdrehen

Man kann nur den Kopf schütteln, wenn man sieht, wie sich manchmal Soldaten verhalten, wenn sie auf der Straße einem Vorgesetzten begegnen. Sie sehen ihn ganz bestimmt kommen, das merkt man deutlich, aber wenn er dann in der Nähe ist, wenden sie sich schnell ab, schauen interessiert in ein Schaufenster oder versuchen einen anderen Dreh. Das ist doch nicht in Ordnung, denn der Offizier oder Unteroffizier trägt doch auch die Uniform für den Sozialismus, ist doch sein Klassenbruder. Manchmal möchte ich am liebsten hingehen und solchen Soldaten ein paar Takte erzählen.



Werner Bichler, Leipzig

Offen für alle

Immer wieder fragen Leser an, ob sich an unserem Erkennungsquiz und am Filmrätsel nur Soldaten beteiligen dürfen oder ob diese Dinge für alle gedacht seien. Nur keine Hemmungen, liebe Leser, hier kann jeder mitmachen und gewinnen – je mehr, desto besser.

Leider nein

Deine Bildgeschichte „Signal auf Rot" von K Sex (Heft 8) hat mir gut gefallen, wie mir überhaupt das ganze Magazin immer gefällt. Daß aber der Regulierer seine Waffe verkehrt trägt, das finde ich nicht gut. Hat sich keiner gefunden, der es ihm sagen konnte?

Unteroffizier Woyscheszik, Karpin

Nein, es hat sich keiner gefunden.

Wer war Goliath?

Ich bin ein eifriger Leser der Armee-Rundschau und hätte gerne einmal gewußt, um was für eine Waffe es sich bei dem sogenannten „Goliath" handelte.

Joachim Töppel, Schirgiswalde

Bei dem 1942 in die faschistische Wehrmacht eingeführten „Goliath" handelte es sich um einen Kleinpanzer als Ladungsträger. Er war 1,60 m lang, 0,66 m breit und 0,61 m hoch, hatte ein Gesamtgewicht von 362,2 kg und trug eine Sprengladung von 90,7 kg. Antrieb durch Ottomotor, Geschwindigkeit 8–19 km/h. Seine Reichweite betrug bei Drahtsteuerung etwa 600 m, bei Funksteuerung 1000 m. Mit dieser Waffe wurden kaum Erfolge erzielt, sie war bis zum Ende des Krieges nie wirklich frontreif. Ein ähnliches Fahrzeug war der „Goliath B IV", der eine Sprengladung von 450 kg trug.

Papier ist nicht geduldig

Im Septemberheft stand ein Interview mit mir auf Seite 1. Es ging um meine Verpflichtungen. Damit Ihr nun nicht glaubt, Papier ist geduldig: Inzwischen habe ich das Schwimmabzeichen erworben und auch die Prüfung für das „Abzeichen für gutes Wissen" in Bronze abgelegt. Zur Zeit bereite ich mich auf die Prüfung für das Abzei-

chen in Silber vor. Und noch etwas. Ich sagte, daß ich im Herbst 1963 nach Hause gehen werde. Aber was heute noch aktuell ist, kann morgen schon überholt sein. So ist es auch bei mir. Obwohl ich mich schon auf Zuhause und auf meinen Beruf freute, habe ich mich entschlossen, noch bis zum Frühjahr 1964 meinen Dienst an der Staatsgrenze zu versehen. Das ist mein Beitrag zu den Volkswahlen am 20. Oktober.

Stabsgefreiter Kojatko

Sollte jeder Soldat haben

Ich bin seit November 1962 Abonnent des Soldatenmagazins. Mich interessieren fast alle Beiträge. Ich möchte behaupten, daß die „Armee-Rundschau" sehr vielseitig und interessant gestaltet ist. Es dürfte keinen Genossen geben, dem das Soldatenmagazin nicht gefällt.

Unteroffizier Heinemann, Pretzsch

Warum denn nicht?

In der Frauenzeitschrift „Für dich" habe ich gelesen, daß der Schlagersänger Hartmut Eichler seine Grundausbildung in der Nationalen Volksarmee hinter sich hat und jetzt dem Erich-Weinert-Ensemble angehört. Soweit ich mich erinnern kann, hat der Genosse Eichler doch noch nicht seine 18 Monate Grundwehrdienst hinter sich. Ich finde es daher nicht richtig, daß er nun keinen Dienst bzw. keine Ausbildung mehr mitzumachen braucht, und ich sehe es als einen „Druckposten" an, wenn er jetzt im Erich-Weinert-Ensemble mitwirkt. Es ist nicht schön für die anderen Soldaten, wenn er ihnen gegenüber bevorzugt wird. Soll er auch nur, wie jeder andere, das Soldatenleben richtig kennenlernen, zum Schaden ist es nie.

Gefreiter Margrit Pfütze, Löcknitz

So empört sind wir nun nicht. Hartmut Eichler hat mehrere Monate als Soldat in einer Mot.-Schützen-Einheit gedient. Er hatte keine anderen Bedingungen als alle anderen Soldaten auch. Dort hat er gelernt, wie man mit der Waffe in der Hand unsere Republik schützen muß. Warum sollte er denn jetzt nicht beim Tanzorchester des Erich-Weinert-Ensembles vielen Genossen Freude und Entspannung bringen? Und übrigens: Auch beim Ensemble muß man hart arbeiten. Der Dienst und die Tourneen sind dort auch kein Zuckerlecken.



Vignetten: Arndt

HANS-JÜRGEN ASSMANN, Soldat auf Zeit, 19 Jahre, fragt: Hat ein Bundeswehrsoldat die gleichen Wahlrechte wie wir?



Oberst RICHTER antwortet

Wenn Sie Soldat der Bundeswehr wären – ich will Sie damit keineswegs beleidigen, doch nehmen wir das für 5 Minuten an – dann könnten Sie sich am Wahltag einen „ruhigen" Sonntag machen. Gewählt werden darf drüben erst mit dem vollendeten 21. Lebensjahr. Sie wären also, wie es beim größten Teil der westdeutschen Wehrpflichtigen auch in der Tat ist, des aktiven Wahlrechts beraubt. Gewählt werden dürften Sie sogar erst mit 25 Jahren. Bei uns ab 21. Der Volkskammerkandidat Gefreiter Wächtler ist 23 Jahre alt.

Wären Sie drüben als 25jähriger Kandidat dann gewählt worden, müßten Sie entsprechend dem Soldatengesetz § 15 die Uniform an den Nagel hängen. Bei uns bleibt natürlich der Genosse Gefreiter Wächtler Armeeangehöriger.

Sie dürften drüben schließlich nicht in Uniform zu einer politischen Versammlung gehen, sie dürften dies nicht, dürften jenes nicht. Kurzum: Sie wären erwachsen und reif genug, für die aggressiven Pläne der Finanzleute und Militaristen zu marschieren, aber zur Wahl zu schreiten, dafür wären Sie nach Meinung dieser Herren zu grün hinter den Ohren. Weshalb der Soldat drüben entmündigt und entrechtet ist, können Sie sich sicherlich selbst sagen: Die politische Auseinandersetzung soll von der Bundeswehr ferngehalten werden, damit sie auch ja ein intaktes, willfähriges Instrument für ihre schmutzigen Pläne bleibt.

Aber nehmen wir jetzt einmal an, Sie hätten drüben dem Buchstaben nach die gleichen Wahlrechte wie bei uns – Sie wären dennoch entrechtet. Die Vertreter des Friedens sind dazulande tyrannisiert, ihre konsequentesten Kämpfer, die Kommunisten, gar verboten. Als Kandidaten würden Ihnen also fast ausschließlich erbitterte Feinde der DDR serviert. Drüben sagen sie dazu: Im Osten ist es genauso, die Adenauer-CDU kann dort auch keine Kandidaten aufstellen. Wir meinen: Zwischen beidem besteht genauso ein himmelweiter Unterschied wie zwischen der MPi in der Hand des Volksarmisten und der MPi des Bundeswehrmannes. Wir lassen keine Feinde des Friedens und des Sozialismus in die Parlamente und sie keine Sozialisten. Wenn zwei dasselbe tun, ist es noch immer nicht dasselbe.



20 JAHRE POLNISCHE VOLKSARMEE

Oberstleutnant W. Strzelecki und Oberstleutnant T. Urniaz erzählen aus dem Leben des polnischen Verteidigungsministers, Waffengeneral Marian Spychalski

Das Leben eines Menschen ist eine große und begeisternde Sache. Wenn das Menschenleben unverbrüchlich mit der Geschichte des Geburtslandes verbunden ist, wenn dieser Mensch an dieser Geschichte nicht nur teilnimmt, sondern auch ein aktiver Mitbegründer ist . . .

Wenn Ihr Euch die Geschichte des Kapitalismus in Polen näher betrachtet, werdet Ihr immer wieder auf diesen Namen stoßen: Das rote Lodz – Das „polnische Manchester"! Zentrum der Textilindustrie. Eine Stadt rauchender Schornsteine und nicht kanalisierter Straßen. Die Pracht der Reichen und die Not des Proletariats.
In dieser Stadt, wo die Pflastersteine oft zu Barrikaden und von harten Arbeiterhänden als Wurfgeschosse genommen wurden, ist Marian Spychalski als Sohn eines Fabrikheizers ein Jahr nach der Revolution von 1905 geboren worden.
„Noch heute erinnere ich mich an die Kindheit und die Erzählungen meiner Eltern über jene Tage der großen Streiks und Barrikaden und darüber, wie die Arbeiter kämpften.
Ich erinnere mich noch an die große Demonstration und an den

Soldat der Tat

Generalstreik der hunderttausend Textilarbeiter im Juli 1921. Dieses Mal eröffnete die polnische Polizei das Feuer auf die hungernden Arbeiter . . ."
Klassenbewußtsein und revolutionäre Atmosphäre gab es auch im Elternhaus, in dem Kommunisten illegal zusammenkamen.
Marian gehörte zu den wenigen Arbeiterkindern, denen es vergönnt war, die Schule zu besuchen und zu beenden. Danach studierte er Architektur am Polytechnikum in Warschau. Der junge, sehr fähige Ingenieur hätte sich einen bequemeren Lebensweg aussuchen können. Aber schon 1931 wird er als Student Mitglied der Kommunistischen Partei Polens. Seine Berufslaufbahn beginnt er in Poznan. Er projektiert die Siedlungen in den Stadtteilen Winiary und Naramowice und auch die Erholungszentren in Solacz. Für seinen kühnen 30-Jahr-Plan zur Erweiterung und Modernisierung der Hauptstadt erhält der Ingenieur Spychalski den Grand Prix der Internationalen Ausstellung in Paris. Doch die kapitalistische Wirklichkeit steht solchen Plänen, die das Leben des Volkes erleichtern könnten, feindlich gegenüber. Feindlich auch dem jungen Kommunisten. 1938 wird die Partei aufgelöst. Dann kommt der tragische September 1939 . . .

Warschau geht in Flammen auf. Die Stadt verteidigt sich. Tag und Nacht Artilleriefeuer. Vom Himmel fallen bündelweise die Bomben. Die Westerplatte kämpft. Die Festung Modlin wehrt sich der Angriffe. In den Wäldern irren die Reste der zerschlagenen Armeen umher. Die mit Vorkriegspolen verbündeten Westmächte erklären ihre Solidarität und



Offiziersschule der Volksarmee. Waffengeneral Marian Spychalski ernennt junge Absolventen zu Offizieren

verharren in Passivität. Präsidenten und Marschälle flüchten. Das Volk ist auf sich allein gestellt. Die Nacht der faschistischen Okkupation bricht an.

In dieser Zeit sieht man Marian Spychalski in einem einfachen, abgenutzten hellen Mantel und im Winter oft ohne Handschuhe. Ständig eilt er von Treff zu Treff auf Straßenbänken, an Straßenbahnhaltestellen, in Wohnungen. Sein junges, braunes Gesicht mit der charakteristischen leicht gebogenen Nase, dem fast blauschwarzen welligen Haar und den blauen ausdrucksvollen Augen verrät den intelligenten Menschen. Täglich durchquert er Warschau von einem Ende zum anderen. In seiner Aktentasche trägt er die abgezogenen Exemplare des „Radiobulletins".

Der Kreis der Leute, mit denen sich Marian Spychalski verbindet, wird von Tag zu Tag größer. Unter seinen Kampfgefährten befinden sich erfahrene Funktionäre der Kommunistischen Partei Polens. Es entstehen die „Gesellschaft der Freunde der UdSSR", die Organisation „Hammer und Sichel", die Jugendorganisation „Spartakus". Aus der „Gruppe des Radiobulletins" wird der „Bund des Befreiungskampfes".

Genosse Spychalski gehört zu den polnischen Kommunisten, die den pseudopatriotischen Phrasen der Bourgeoisie ein konkretes Kampfprogramm für die nationale und soziale Befreiung Polens entgegenstellen. Ende 1941 springen über dem besetzten Polen führende polnische Kommunisten ab, die durch die Kriegsereignisse in die Sowjetunion verschlagen wurden. Ihre Vorschläge und Programmrichtlinien für die künftige Partei decken sich mit denen des „Bundes des Befreiungskampfes". Im Januar 1942 entsteht die Polnische Arbeiterpartei. Sie schmiedet eine militärische Organisation, die „Volksgarde" („Gwardia Ludowa").

Genosse Spychalski wird Stabschef der „Gwardia Ludowa". Ihre erste Abteilung, die sich unter dem jungen Studenten des Warschauer Polytechnikums Franciszek Zubrzycki in die Wälder bei Piotrkow begibt, zählt nur einige junge Genossen, die von den Bezirksorganisationen der Polnischen Arbeiterpartei ausgesucht wurden. Sie halten mit Genossen „Marek" Kontakt. Führer für die Abteilungen suchen, Genossen an den Waffen ausbilden, in der Partisanentaktik unterrichten, im Einsatzgebiet Kontakte schaffen, das ist der Anfang.

Unmittelbar neben der Bezirkskommandantur der nazistischen Gendarmerie, in der Wohnung der Oma Mikolajczykowa, finden die Beratungen der Führer der Warschauer Jugendkampfabteilung statt. Der Genosse, der zu diesen Besprechungen im Auftrage des Zentralkomitees der Polnischen Arbeiterpartei und im Auftrage des Generalstabes der „Gwardia Ludowa" erscheint, trägt den Decknamen „Marek".

(Fortsetzung auf Seite 6)



In der Karol-Swierczewski-Kaserne. Waffengeneral Spychalski verleiht Panzersoldaten unserer Armee das Bestenabzeichen der Polnischen Volksarmee.



Gast bei den Pfadfindern. Der Verteidigungsminister steht den Jungen und Mädchen gern Rede und Antwort.

Die zwei Männer, die sich im Frühherbst 1943 auf dem Platz Mariensztat an der Lautsprechersäule treffen, sprechen über wichtigere Dinge, als über das Wetter. Plötzlich tauchen Gendarmen in ihrer Nähe auf. Mit schußbereiten Maschinenpistolen überfallen sie die Menschen, treiben sie zusammen und durchsuchen sie. Einer der Faschisten stürmt auf die beiden Männer zu und ruft: „Hände hoch!" Ruhig ließen sie die Leibesvisitation über sich ergehen. Ihre Ausweise sind gut – gut gefälscht.

„Was macht ihr hier?"

„Wir warten auf die nächsten Nachrichten im Radio!"

Der Gendarm geht. Er weiß nicht, daß ihm damit zwei Kommunisten entschlüpfen, die schon lange von der Gestapo gesucht werden. Einer von ihnen ist Marian Spychalski, führender Funktionär der kommunistischen Untergrundbewegung.

Nach solchen Treffs verschwinden nicht selten Gestapoagenten. Am hellichten Tag detonieren Bomben in exklusiven deutschen Lokalen, fliegen Handgranaten in Marschkolonnen. Die „Gwardia Ludowa" versetzt den Okkupanten im ganzen Land schmerzhafte Schläge. In ihren Abteilungen kämpfen auch deutsche Antifaschisten wie Hans Goderman, Arbeiter aus Hamburg, Alfred Pompe, ein ehemaliger Wehrmachtsoffizier mit dem Pseudonym „Weißer", und Bruno Lehmann. Viele blieben namenlos. Niemand weiß heute z. B. wer „Karl" war, der Wehrmachtssoldat, der in Warschau mit der „Gwardia Ludowa" zusammenarbeitete und in der Weichsel ertrank.

Die Partei hilft auch dabei, deutsche Antifaschisten aus der UdSSR nach Deutschland zu schleusen.

In der Silvesternacht 1943/44 entsteht auf Initiative der Polnischen Arbeiterpartei der Nationalrat der Heimat (KRN), ein polnisches Parlament, die höchste Machtinstanz des kämpfenden Volkes. Ein Delegierter der „Gwardia Ludowa" ist Marian Spychalski, enger Mitarbeiter des Genossen Wladislaw Gomulka. Der Nationalrat bildet aus Einheiten der „Gwardia Ludowa" und Partisanenabteilungen die Volksarmee. Gleichzeitig beschließt

man, eine Delegation des Rates in die Sowjetunion zu senden. Sie soll die Anstrengungen des polnischen Volkes in seinem Befreiungskampf mit den sozialistischen Brudervölkern und die Tätigkeit des Nationalrates mit dem „Bund Polnischer Patrioten" in der UdSSR koordinieren, der auf sowjetischem Boden die erste polnische Division „Tadeusz Koscinszko" aufgestellt hatte. Am 16. März 1944 machen sich die Delegierten auf den Weg, unter ihnen Genosse Marian Spychalski.

„Entvölkerte, verbrannte Dörfer ziehen sich kilometerlang. Wir wateten förmlich in Schlamm, bewegten uns nur auf morschen und engen Pfaden an Wasserstrudeln vorbei, und das alles in einer Dunkelheit, in der man auf eine Entfernung von drei Schritten kaum die Umrisse eines Menschen erkannte. Der Wegweiser war für uns das blinkende Etwas an der Tasche oder das am Rucksack des Genossen aufgehängte Taschentuch oder auch ein normaler Stock, mit dessen Hilfe man den vor sich gehenden Genossen berührte. Wenn einer der Genossen im Schlamm stecken blieb, zogen wir ihn mit diesem Stock heraus."

Am 16. Mai 1944 erreicht die Delegation Moskau. In der Sowjetunion trifft Genosse Spychalski den legendären General „Walter", den Warschauer Arbeiter, Soldaten der Oktoberrevolution und Helden des Bürgerkrieges in Spanien, Karol Swierczewski. Eine herzliche Freundschaft wächst zwischen ihnen während des Aufbaus der polnischen Streitkräfte.

Die Partisanen brauchen Waffen, Funkstationen, sanitäre Mittel, Men-

▲
In der UdSSR. Genosse Marian Spychalski unter den Soldaten der 1. Polnischen Armee.



Am Ufer der Neiße. Brigadegeneral Spychalski mit dem legendären General „Walter", Kommandeur der 2. Polnischen Armee.

schen. Im besetzten Land ringen sie erbittert mit den Faschisten. Züge fliegen in die Luft, abgestellte Flugzeuge. Treibstofflager gehen in Flammen auf.

Die Soldaten der 1. Polnischen Armee befreien an der Seite der Sowjetarmee Lublin. Die erste Volksregierung verkündet ihr historisches Manifest: Ein demokratisches Volkspolen! Die Fabriken den Arbeitern! Grund und Boden den Bauern!

Aus dem Zusammenschluß der Abteilungen der Volksarmee und den regulären Truppeneinheiten entsteht die Vereinigte Polnische Volksarmee. Ihr erster Generalstabschef wird Oberst Marian Spychalski

Von der rechten Uferseite der Weichsel beobachten die Menschen das gegenüberliegende Ufer — wie die Hüttenarbeiter den feurigen Schlund ihres Hochofens. Auf der anderen Seite der Weichsel verschwindet die Millionenstadt in der Feuersbrunst. Auch Oberst Marian Spychalski blickt über den Fluß auf die Ruinen einer Stadt, deren erster Präsident er wird.

Vom Stadtteil Praga aus führt er die Verwaltungsgeschäfte. Seine Zeit und seine Kraft teilt er zwischen der Stadt und dem Generalstab. Die Organe der Volksmacht berufen, den Parteiorganisationen helfen, das Verkehrs- und Transportwesen mobilisieren, das Gesundheitswesen aufbauen — die Menschen harren seiner Hilfe.

Brot ist knapp! Aus der Ukraine kommen Mehltransporte.

Wasser fehlt! Soldaten bohren die Brunnen.

Marian Spychalski reist nach Lublin ins Zentralkomitee und zur Regierung, er eilt zu Besprechungen in den Armeestab. Die reaktionären Kräfte stiften Verwirrung, schießen auf Kommunisten, auf Funktionäre des Volkes, auf Soldaten. Sie scheuen sich nicht vor dem Bruderkampf. Auch linksseits der Weichsel wird noch geschossen. Als er aus Lublin zurückkehrt, wird sein Kraftfahrzeug beschädigt.

Am ersten Tag nach der Befreiung der Ruinen Warschaus geht er mit seinen Adjutanten über die zugefrorene Weichsel. Tags darauf kommt eine Regierungsdelegation. Der Wiederaufbau der völlig zerstörten Hauptstadt wird Beschluß.

Im März 1945 ist Marian Spychalski Brigadegeneral und Stellvertreter für politische Fragen des Oberbefehlshabers. Zwei polnische Armeen und das Panzerkorps stürmen, brüderlich vereint mit der Sowjetarmee, unaufhaltsam vorwärts. Am Vortage der Offensive an der Neiße ist der Brigadegeneral mit General Karol Swierczewski bei der zweiten Armee. Er spricht mit den Offizieren, er organisiert Versammlungen in den Truppenteilen. Im Panzer überquert er die Nysa Lyzycka auf einer Pontonbrücke. Danach begibt er sich zur ersten Armee, die bereits die Oder überschritten hat. In Berlin teilt er mit den polnischen und sowjetischen Soldaten, mit den deutschen Antifaschisten die Freude am Sieg.

Das Sehnen der Arbeiter und Bauern Volkspolens bestimmt den Lebensinhalt des Genossen Marian Spychalski. Die Aufbauerfolge in seinem Vaterland sind auch seine Taten als Mitglied des Politbüros der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei und Minister für Nationale Verteidigung. Er ist ein Soldat der Tat.

Als Mitglied des höchsten Parteigremiums, als Vorsitzender des „Zentralrates des Gesellschaftlichen Fonds für den Aufbau des Landes und der Hauptstadt" hat er am Wiederaufbau in Volkspolen großen Anteil. In der modernen Gestaltung der Hauptstadt liegt viel persönliche Arbeit des Mannes, der bereits 1937 mit seinen Plänen für das neue Warschau an die Öffentlichkeit trat.

Den jungen Menschen, den Mädchen und Jungen in unserem Lande, gilt seine ganze Liebe. Unter ihnen weilt oft Genosse Spychalski, der Vorsitzende des „Zentralrates für die Freunde der Pfadfinder". Auch die Bewohner von Poznan und Umgebung, die ihn als Abgeordneten wählten, und nicht zuletzt die Soldaten der Polnischen Volksarmee, bei denen er sich großer Achtung erfreut, schätzen ihn.

Unerhört arbeitsam und gewissenhaft, sagen die Genossen, die ihn näher kennen. Er ist bescheiden. Einmal fragten ihn Zeitungsreporter, ob er gern Gaststätten besuche. — „Ich würde es gern machen", antwortete er, „wenn ich die Zeit dazu fände. Ein weitaus größeres Vergnügen bereitet mir allerdings ein Theaterbesuch, ein philharmonisches Konzert . . ."

Von ihm persönlich wissen wir, daß er manchmal für einige Stunden dem Sport mit der Doppelflinte oder dem Angelgerät nachgeht.

Waffengeneral Spychalski ist all denjenigen ein herzlicher Freund, denen wie ihm Freiheit und Frieden teuer sind. Davon konnten sich die Genossen der Nationalen Volksarmee, die ihn bei gemeinsamen Übungen mit unseren Soldaten oder bei seinem diesjährigen Besuch in der Deutschen Demokratischen Republik kennenlernten, selbst überzeugen. Persönliche Freundschaft verbindet ihn mit dem Minister für Nationale Verteidigung, Armeegeneral Heinz Hoffmann.

Und über die Nationale Volksarmee der DDR sagte Minister Marian Spychalski: „Bei den unmittelbaren Begegnungen mit Ihren Soldaten unter den Bedingungen ihres täglichen Dienstes haben wir uns zum wiederholten Male davon überzeugen können, daß Ihre Armee eine moderne Armee ist, die über hohe politisch-moralische Qualitäten verfügt und eine dementsprechende Gefechtsbereitschaft aufweist. Wir sahen, daß alle Ihre Soldaten unserer gemeinsamen Sache, dem Sozialismus und dem Frieden, zutiefst ergeben sind."

Diese hohe Einschätzung kommt aus dem Munde eines Mannes, der lange Jahre seines Lebens dem Kampf gegen die deutschen Okkupanten und zugleich der Herstellung eines brüderlichen Verhältnisses zwischen unseren beiden Völkern widmete.

Ein stählerner Koloß bewegt sich auf das Panzerminenfeld zu. Er schiebt schwere Walzen vor sich her.

Entschärfte WEGE



Wozu dienen die Dreiböcke, mit denen die Pioniere der Spur des Minenräumpanzers folgen?



Gestreckte Ladungen von enormer Sprengkraft verlegten die Pioniere in die Dreiböcke. Der von den Ladungen erzeugte Druck bringt die zwischen und neben der Räumspur des Panzers verbliebenen Minen zur Detonation.

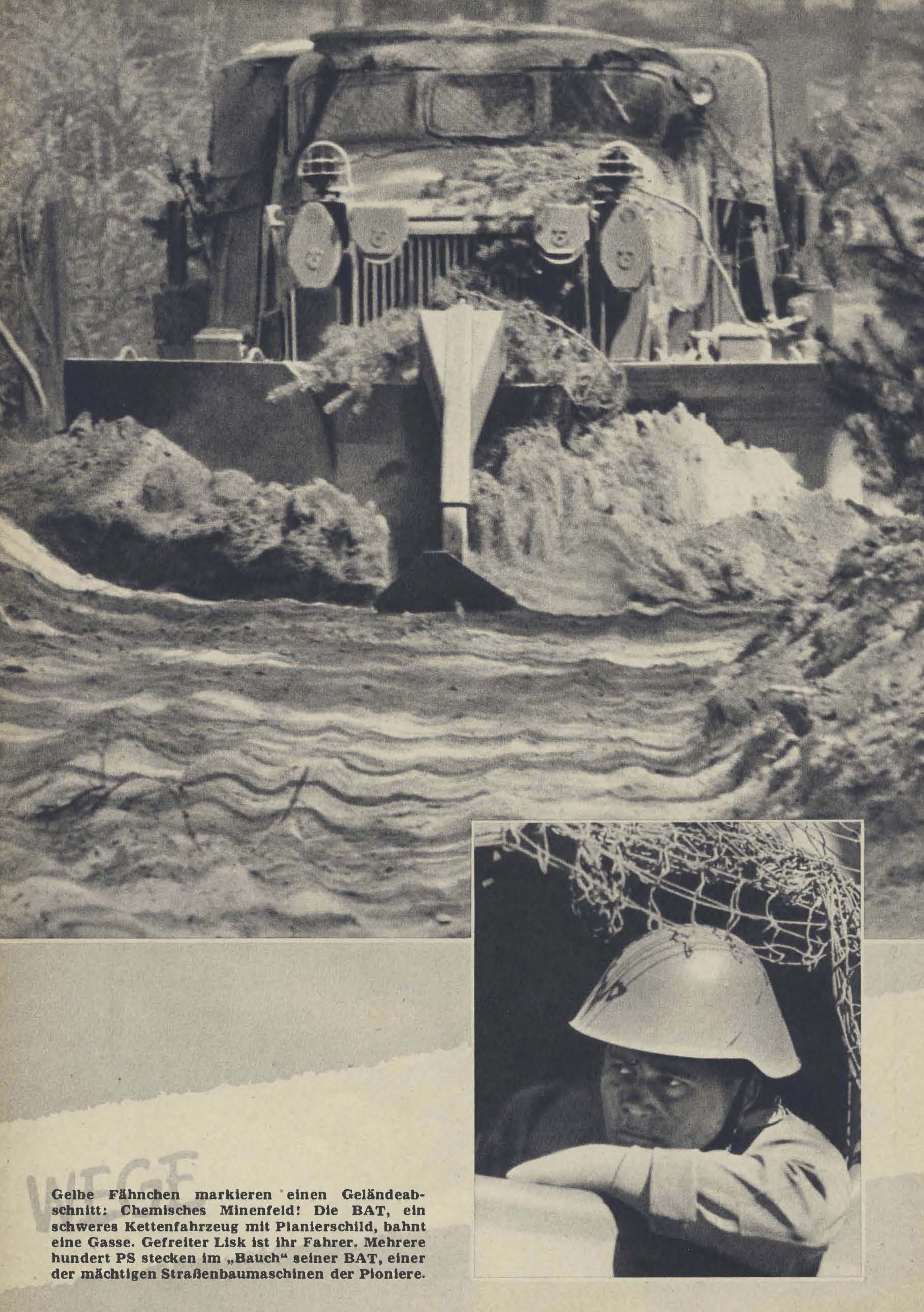
Bild: Major Ernst Gebauer
Text: Major Fred Haubert

Unterleutnant Enders, der Aufklärungstruppführer, schaltet das Funkgerät auf „Senden". „Bison, hier Elch! — Bison, hier Elch! — Südspitze See — Brücke zerstört — Kanalbreite neun Meter — Vorschlag: Einsatz Brückenlegegerät!" Die Gegenstelle quittiert.

Die Gegenstelle, das ist der Kommandeur der Pioniereinheit, die als Abteilung zur Sicherstellung der Bewegung den angreifenden Truppenteilen folgt. Während die erste Staffel die Wasserhindernisse mit eigenen Mitteln überwand und die Minenfelder umging, bahnt seine Abteilung den Einheiten der zweiten Staffel und der Rückwärtigen Dienste den Marschweg und sichert damit ein hohes Angriffstempo.

Wenige Minuten nach der Meldung des Aufklärungstruppführers rollt auf der Straße zum Kanal ein schweres Kettenfahrzeug heran. Auf dem Panzerfahrgestell trägt es eine stählerne Spurbahnbrücke. Ein kurzer Halt. Der Kommandant verständigt sich mit dem Truppführer und dirigiert das Brückenlegegerät zum Ufer.

Unteroffizier Mattke, der Mann in der Fahrerluke, beobachtet aufmerksam die Winkzeichen des Kommandanten. Links anziehen! Rechts! Links! Und wieder links! Fest und doch gefühlvoll bewegen seine Fäuste die Lenkhebel. Er ist in seinem Element. Es reizt ihn immer wieder, schwierige Anfahrten zu meistern und dabei zu spüren, wie sich die Maschine seinem Händedruck fügt. Die Fahrschulstrecke, die er und seine Genossen erst kürzlich mit neuen Hindernissen gespickt hatten, ist gerade das Richtige, die Fahrkunst zu beweisen. Doch jetzt geht es um mehr. Jetzt zählt jede Minute. Während das Gerät noch rollt, fährt Unteroffizier Mattke bereits die Brücke aus. In gleichmäßigem Tempo schiebt sich die tonnenschwere Stahlkonstruktion auf das jenseitige Ufer zu und setzt auf. Halt! Jetzt rückwärts! Ein Ruck. Die Brücke liegt. Maßarbeit! 105 Sekunden nach dem Eintreffen am Ufer rollt Unteroffizier Mattke mit seinem Fahrzeug über die Brücke in Deckung. Dicht hinter ihm folgen Panzer



Gelbe Fähnchen markieren einen Geländeabschnitt: Chemisches Minenfeld! Die BAT, ein schweres Kettenfahrzeug mit Planierschild, bahnt eine Gasse. Gefreiter Lisk ist ihr Fahrer. Mehrere hundert PS stecken im „Bauch“ seiner BAT, einer der mächtigen Straßenbaumaschinen der Pioniere.



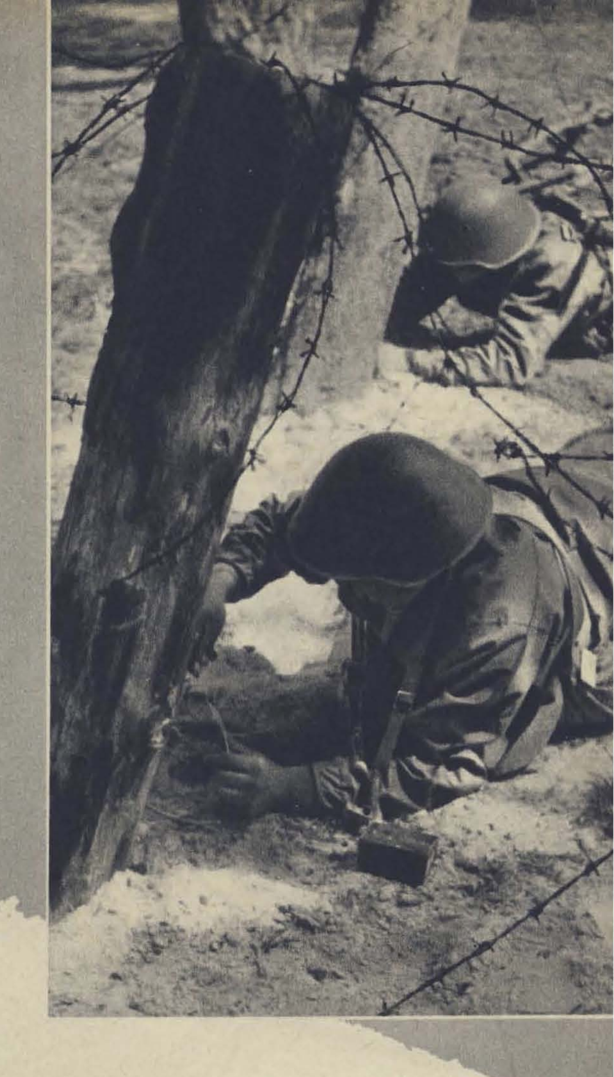
◀ Während das Brückenlegegerät dem Brückenbautrupp das Feld überläßt und vom Kanal zum nächsten Einsatz rollt, ergeht der Befehl: Straßenbautrupp nach vorn! Auf der Marschstraße klafft ein tiefer Bombentrichter. Noch sind die Straßenbaumaschinen bei der Arbeit, da entladen Unteroffizier Kleinhans und seine Pioniere bereits die Spurbahnen, mit denen sie den ausgefüllten Trichter überdecken.

Entschärfte

Bild oben rechts: Drei Reihen 1,5 Meter tief eingerammter Höcker zwingen zum Halt. Schon ist der Räumtrupp zur Stelle und bereitet deren Sprengung vor.

Knapp zwei Minuten zuvor ▶ wäre es unmöglich gewesen, diese Brücke zu überqueren. Jetzt überspannt die Spurbahn des Brückenlegegeräts den zerstörten Mittelteil.

und Spezialfahrzeuge seiner Einheit mit schwerem Pioniergerät.
An einer Enge zwischen zwei Seen stößt der Aufklärungstrupp auf ein neues Hindernis. Ein Panzerminenfeld. Es zu umgehen, würde einen kilometerlangen Umweg bedeuten. Der Kommandeur befiehlt den Einsatz des Minenräumpanzers. Jetzt haben Oberfeldwebel Burbiel, Unteroffizier Knoblich und der Sperrenräumtrupp es in ihrer Hand, ob das Pendel nach Zeitverlust oder Zeitgewinn ausschlägt. Welchen Wert haben fünf Minuten für die Versorgung eines Truppenteils, der im Gefecht steht!
Der Panzer rollt auf das Minenfeld zu. Mit seinem Bug schiebt er das Räumgerät, schwere Stahlwalzen, vor sich her. Heftige Detonationen erschüttern die Luft. In der vom Panzer geräumten Spur folgen in sicherem Abstand Pioniere vom Sperrenräumtrupp mit kleinen Dreiböcken und langen Stangen, den gestreckten Ladungen. Sie setzen die Böcke zwischen die Spur, verschrauben die Ladungen und setzen die Zünder ein. Das alles ist das Werk weniger Sekunden. Zünden! Der Boden erbebt unter den Füßen, dann schießt ein mächtiger Rauchpilz in den Himmel. Unter der Druckwelle der gestreckten Ladung detonieren die zwischen und neben der Räumspur des Panzers verbliebenen Minen. Ein weiterer Abschnitt der Marschstraße ist passierbar.
An diesem Tag, bei gnadenlos brennender Sonne, bewiesen die Pioniere der ASB, daß Schnelligkeit keine Hexerei, sondern das Ergebnis einer gründlichen, systematischen Ausbildung ist.





In Deutschland sah man deinesgleichen oft die Hand erheben
Und schwörn, zu sterben für Kaiser, Führer und das Vaterland.
Nun haben deinesgleichen einen Teil von Deutschland in der Hand.
Und ihrem Staate schwören heißt da: Du sollst leben.

Erwin Burkert



Vereidigung

Grafik von Kurt Zimmermann, 1963



In einer gewissen Stadt rückte ein Regiment ein, und verblieb einige Tage daselbst, um seinen Marsch nachher weiter zu nehmen. Ein junger Soldat, der erst enrolliret worden, und wohl aussah, auch einen fähigen und sinnreichen Kopf hatte, bekam sein Einquartierungsbillet auf das Haus eines gewissen Bürgers. Er meldete sich in diesem Hause, als es schon ziemlich spät am Abend war. Die Frau des Hauses, welche jung, und erst vor kurzem verheyrathet worden war, sagte ihm, daß sie, da ihr Mann verreiset, und sie mit einer Magd nur allein sey, keine Mannsperson in ihrem Hause aufnehmen könne. Er ließ sich aber damit nicht abweisen, sondern er versetzte, daß er sie ungern beschwere; inzwischen, da es bereits zu spät sey, sich ein anderes Quartier zu suchen, und er doch nicht auf der Straße die Nacht über liegen könnte, so bat er, ihm einen Ort nach ihrem Gefallen zu geben, und versicherte, daß er ihr so wenig, als möglich, zur Last fallen wolle. Man wies ihm eine Stube unter dem Dache an. Als der Soldat eingetreten war, bat er die Frau, ob sie ihm nicht für Geld etwas zum Abendessen geben könne, aber jetzt finster und spät sei und er in der Stadt nichts mehr finden könnte. Wie? antwortete sie, meynet er, daß hier ein Wirthshaus sey? Ich kann ihm nichts verschaffen. Der arme Kerl war also genöthiget, sich mit einem ledigen Magen zu Bette zu legen. Er konnte aber für Hunger und dem schlechten Nachtlager nicht schlafen, sondern warf sich hin und wieder. Ungefähr nach einer Stunde wurde er durch ein Loch des Fußbodens seiner Kammer den Schein eines Lichts gewahr. Die Neugierde trieb ihn an, daß er aufstand, sich auf den Boden legte, und durch das Loch guckte. Er sah, daß unten eine schöne wohlmöblierte Stube war, in welcher die Frau des Hauses mit einem jungen Advocaten in einer ziemlich verliebten Stellung am Caminfeuer saß, an welchem die Magd einen Braten am Spiesse wendete. Er blieb stille, und gab weiter einen Zuschauer ab. Er sah den Tisch decken; es wurden einige Bouteillen Wein hereingebracht; man trug die Suppe und das Fleisch auf. Als sie hiermit beschäftigt waren, klopfte jemand an die Hausthüre; die Magd rief zum Fenster hinaus, wer da sey? Sofort erkannte man den Mann an der Stimme, welchen man erst nach drey Tagen erwartete. Die erschrockene Frau wußte nicht, wo sie in der Eile ihren Liebhaber verstecken sollte. Endlich kroch derselbe unter das Bette. Die Schüsseln, Teller, Servietten, der Wein, alles Essen nebst dem Desert, ward eilends in einen Schrank verschlossen. Der Mann kam herauf, und fand seine Frau bey dem Caminfeuer sitzen. Sie fiel ihm um den Hals. Ach! mein lieber Mann, sagte sie, wie froh bin ich, dich zu sehen; ich dachte nicht, daß du so bald wiederkommen würdest. Mein Kind, antwortete er, ich habe meine Sachen geschwinder in Richtigkeit gebracht, als ich selbst geglaubet; ich habe sehr geeilet, um bald wieder bey dir zu seyn; ich habe heute achtzehn Meilen zurück gelegt, um noch hier anzukommen. Aber, fährt er fort, was bedeutet dieses grosse Feuer? Ach! mein Lieber, antwortete sie, ich hatte eine heftige Colik bekommen, und ließ mir deswegen Servietten wärmen, um sie mir auf den Leib zu legen; und ich glaube, daß sie daher entstanden, weil sich ein Soldat wider meinen Willen hier einquartiert hat; und ich habe mich geärgert, daß ich in deiner Abwesenheit eine Mannsperson in mein Haus aufnehmen mußte. Der Soldat, welcher glaubte, daß es nun, da man ihn mit in das Spiel bringe, Zeit sey, selbst einen Acteur abzugeben, kleidete sich geschwind an und wartete nur auf den Ausgang des Gesprächs. Der Mann forderte von der Frau Essen. Mein Kind, antwortete sie, was soll ich doch haben, da ich dich nicht erwartete? Ich und



meine Magd wir behelfen uns mit einem Stückgen Brodt und Käse. Allein, sagte der Mann. es ist mir unmöglich, ohne Essen zu Bette zu gehen, was machen wir also? Nunmehr ging der Soldat hinunter, klopfte an die Thüre, und, als man ihn hereinließ, entschuldigte er sich bey dem Manne, wenn er seiner Frau einige Beschwerden gemachet hätte, welche ihn, da er ein Billet auf dieses Haus habe, nicht einnehmen wollen. Mein Herr, fuhr der Soldat fort, Sie haben nicht gegessen, und ich auch nicht; wenn Sie wollen, so will ich Ihnen und Ihrer Frau ein gutes Abendessen verschaffen, welches nichts kosten soll. Wie ist das möglich, sagte der Mann, da man jetzt gewiß nichts mehr in der Stadt bekommen kann? Seyn Sie unbekümmert, antwortete der Soldat, das Essen soll ganz fertig sein; und ich will es Ihnen nicht verhehlen, daß ich ein wenig hexen kann, und dem Teufel befehlen, wie ich will: Lassen Sie mir freye Macht, und ich will Ihnen zeigen, daß man in der Hölle eben so gute Gerichte, wie hier zu Lande machen kann. Hierauf nahm er einen kleinen Stock, der in der Stube in einem Winkel stand. Er bediente sich desselben statt der Zauberruthe, machte damit einen Zirkel um sich herum, sprach allerley unverständliche Worte. machte seltsame Gebärden, und endlich sagte er ganz laut: Ich befehle dir, daß du jetzt gleich ein Abendessen für meinen Wirth, seine Frau, und mich herbeybringen lassest, und richte alles wohl ein, damit wir gut gespeiset werden. Was verlangen Sie zu essen, mein Herr? fragte er den Herrn des Hauses. Dieser antwortete ganz erschrocken: Alles, was Ihnen beliebet. So bringe denn sofort eine gute Potage mit Kräutern und einem gekochten Huhne, einen gebratenen Capaun, ein Paar Rebhühner, einen Hasen, und zwey Schneppen. (Denn dieses waren die Speisen, welche er am Feuer gesehen, und sich ganz gut gemerkt hatte.) Bringe uns noch mehr, fuhr er fort, ein Dutzend Lerchen, um uns die Zähne zu reinigen: einen guten Wein, ein schönes Desert und delicate Confituren; hüte dich aber, daß du den Ueberbringer niemanden, weder dem Manne, noch der Frau, sichtbar werden lassest. Ich will, daß du alle diese Speisen ganz fertig in diesem grossen Schranke hier sofort bereit habest. Mein Herr, sagte er nun zu dem Manne, lassen Sie den Schrank öffnen; Sie werden alles, was ich gefordert habe, unfehlbar darinn finden. Die Frau merkte nun wohl, daß sie verraten sey, und daß es vergebens wäre, sich der Oeffnung des Schranks zu widersetzen; sie lobte bey sich selbst die Geschicklichkeit und Feinheit des Soldaten. In dem Schranke fand man alle Essen ganz warm, so, daß sie gleich konnten gegessen werden. Der Mann erstaunte dermassen darüber, daß er nicht wußte, was er sagen sollte. Die Frau stellete sich auch als ob sie erstaunte, und sie hatte es gewiß Ursache, obgleich aus einem anderen Grunde, als der Mann. Der Soldat, welcher den Herrn spielete, indem er für denjenigen wollte angesehen seyn, der die Abendmahlzeit veranstaltet, befahl, den Tisch zu decken, und dies Essen aufzutragen. Da er sehr hungrig war, schnitt er sich ein Stück vom Capaune ab, und aß es auf, und sagte zu dem Manne, daß es delicat schmecke. Dieser konnte sich kaum entschließen, mit zu essen, weil er fest glaubte, daß der Teufel die Speisen gemacht hätte. Die Frau stellete sich auch, als wenn sie einen Abscheu dawider hätte. Nachdem sie aber endlich davon gekostet hatten, assen sie weiter und der Soldat ließ es sich besonders recht gut schmecken. Der Mann lobte diese Speisen sehr, und gestand, daß in der Höllen eben so gute Köche seyn müßten, als in der Stadt. Als sie abgespeiset hatten, dachte der Soldat darauf, wie er den Advocaten, dessen Guth man jetzt verzehret hatte, ohne ihn

Illustration: Horst Bartsch



Anekdotisches

Kumpel haben schöne Beine

„Flieger Benjamin, Sie werden erwartet!" — „Ach ja, das ist mein Kumpel vom Braunkohlenwerk. Er ist auf der Durchreise." Die Genossen staunen, wie viele Besucher Benjamin neuerdings hat. Einmal ist es sein Schulfreund, ein anderes Mal sein Verwandter. Pech für ihn, daß er immer bis zum Ort laufen muß, weil das Besucherzimmer umgebaut wird. Als er anderntags wieder unerwartet Besuch erhält, sagt ihm der Gruppenführer: „Ich war gestern abend auch in der Stadt. Haben bei Ihnen zu Hause die Kumpel alle so schöne Beine und eine so flotte Figur?"



Mißverständnis

Wochenende. Der Zug ist übervoll. Die Reisenden, darunter mehrere Soldaten, stehen bis auf den Perron hinaus. Das laute Fahrgeräusch macht eine Unterhaltung unmöglich. Plötzlich wird einer der Soldaten von einer älteren Frau freundlich angetippt. Sie drückt ihm ein Päckchen in die Hand und deutet zum Fenster. Der Soldat nickt verstehend, öffnet das Fenster und wirft das Päckchen hinaus. Als er sich wieder umdreht, sieht er die Frau aufgeregt mit den Armen rudern. Unbegreiflich, hatte er etwas falsch gemacht? Sein Nachbar klärt ihn auf: „Das war das Stullenpaket für ihre Tochter. Sie steht neben dem Fenster."

Der dicke Soldat

„Richt euch!" Der Kompaniechef kontrolliert die Richtung. „Der siebente Mann zurücktreten!" — „Genosse Oberleutnant, das ist Bauch", flüstert der Zugführer neben ihm. — „Bauch???— Bauch??? — Wie kommt der denn in unsere Kompanie?" Und wieder laut: „Wenn Sie hier schon falsch sind, dann richten Sie sich gefälligst aus!"



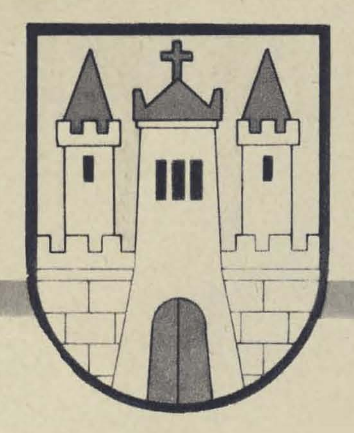
Warum nicht mal anders?

Ein junger Soldat erhält den Auftrag, die Karte einzunorden. Er sieht sich eine Weile hilfesuchend um, dann fragt er zurück: „In welche Richtung, Genosse Unteroffizier?"

Vignetten: Parschau

theilnehmen zu lassen, befreyen, und mit guter Manier aus dem Hause schaffen möchte, weil er zuletzt Mitleiden mit ihm hatte. Sie werden sich hoffentlich nicht beschweren können, daß Sie nicht gut gespeiset haben, sagte der Soldat zu dem Manne. Nein, gewiß nicht, antwortete derselbe. Aber, das ist nicht alles, fuhr der Soldat fort, ich will Ihnen auch den zeigen, der uns dieses Abendessen gegeben hat. Um des Himmels willen nicht, sagte die Frau zitternd, welche fürchtete, daß der, den sie versteckt hatte, würde entdeckt werden. Aber er, welcher ihre Meynung verstand, sagte zu ihr, besorgen Sie nichts, Madame, ich bin viel zu verständig, die Damen zu beleidigen; ich werde nichts thun, was Ihnen gefährlich seyn könnte. Der Mann setzte sich auch dawider. Der Soldat antwortete: Ich stehe Ihnen dafür, mein Herr, Sie sollen nichts Furchtbares sehen; Lassen sie alle Thüren, sowohl in der Stube, als nach der Strasse zu, sogleich aufmachen, damit er desto schneller heraus kann. Die Frau schrye der Magd zu: Geschwind geschwind, machet alle Thüren auf. Als dieses geschehen war, stand der Soldat vom Stuhle auf, und sagte mit starker Stimme: Und du, der du hier gegenwärtig bist, der du uns siehest und hörest, gehe sofort durch diese offene Thüren heraus, und lasse dich der Gesellschaft sehen, aber nicht in deiner Gestalt, denn du würdest sonst den Anwesenden Schrecken machen.
Mein Herr, sagte er zu dem Manne, in welcher Kleidung soll er erscheinen? Dieser, der gewünschet hätte, daß dieser Auftritt schon vorbey wäre, sagte eiligst, in welcher sie wollen. So gehe denn in der Kleidung eines Advocaten. Der arme Advocat, welcher eine so erwünschte Gelegenheit zu entwischen sah, und welcher sonst, ohne entdecket zu werden, nicht hätte aus dem Hause kommen können, rückte seinen Huth tief ins Gesicht, und rannte schnell durch die Stube zur Treppe herunter. Der Mann erhub ein lautes Furchtgeschrey, und die Frau, um ihre Rolle desto besser zu spielen, fiel in Ohnmacht. Man zog sie aus, brachte sie in das Bette, in welches der Mann bald folgete, und der Soldat legte sich auch zur Ruhe, und schlief jetzt recht sanft. Der Mann aber konnte vor Verwunderung über alle die seltsamen Dinge kein Auge zuthun, und die Frau stellete sich eben so erstaunet an. Am folgenden Morgen nahm der Soldat Abschied, und erhielt noch tausend Danksagungen. Er wartete auf der Strasse so lange, bis der Mann ausgegangen war. Darauf ging er wieder in das Haus, wo er die Frau noch im Bette fand. Diese wollte sich aus Scham vor ihm verbergen. Aber er redete sie also an: Warum verbergen sie ihr Gesicht vor mir? Habe ich etwas gethan, was ihnen hat mißfallen können? O! nein, antwortete sie, ich bin Ihnen so viele Verbindlichkeiten schuldig, daß ich mich schäme, mich vor Ihnen sehen zu lassen. Diese Gespräche veränderten sich in Liebesbezeugungen, und endigten sich in der Bewilligung der jungen Frau.
Sie konnte ihm für den wichtigen Dienst, welchen er ihr geleistet, den Genuß des Vergnügens bey ihr nicht abschlagen.





Das siebenhundertfünfzigste Jahr

SPORT IM SPERRGEBIET : Von Major K. H. Freitag

1213 - 1963

Diese Jahreszahlen stecken den chronologischen Überblick ab, den Pfarrer Hans Wolzendorf und Rudi Börner zur 750-Jahr-Feier des Werrastädtchens Creuzburg geben.

Es liegt in der Natur einer Festschrift, daß sie lediglich einen gedrängten Abriß zu bieten vermag. Nachstehender Bericht, betreffend das siebenhundertfünfzigste Jahr, möchte eine bescheidene Ergänzung sein, weil wir glauben, daß er zugleich imstande ist, das erste Blatt einer bisher noch nicht existenten Chronik zu füllen – der des Creuzburger Sports.

Der Mond taucht den alten Burghof in ein gespenstisches Licht. Bizarr heben sich die Zinnen der mächtigen Wehrmauern gegen den Nachthimmel ab. Es ist eine beeindruckende Kulisse, die sich den Besuchern des „Kreuzritter"-Films hier bietet, originalgetreu der Atmosphäre des Leinwandgeschehens angepaßt. Einst residierten hier in der Tat deutsche Kreuzritter.

Heute haben die Soldaten des Volkes ihr Quartier in der Burg aufgeschlagen, um unser Vaterland vor den modernen Kreuzrittern westlich der Werra zu schützen. In der Grenzsicherung sind sie sich eins mit den Menschen, die hier leben und arbeiten und mit denen sie in diesen Augusttagen des Jahres 1962 eine „Kleine Spartakiade" feiern.

Für Creuzburg jedoch ist diese „Kleine Spartakiade" ein gesellschaftliches Großereignis ersten Ranges. Mit allem Drum und Dran – mit Fußballspielen, Platzkonzert, Stadtmeisterschaften in der Leichtathletik, militärischer Hindernisstaffel, Modenschau, Volleyball, Abnahme des Sportabzeichens, Bogenschießen, Motorradgeschicklichkeitsfahren, Vorführungen der Hundestaffel und einem abendlichen Fest der 100 Lampions.

Es sind drei tolle Tage. Jung und alt ist dabei – vergnügt, freut, tummelt sich. Aufmerksame Beobachter schätzen, daß sich etwa 35% aller Bürger an den Volkssportwettbewerben beteiligen und nur die ans Krankenbett Gefesselten zu Hause bleiben.

Creuzburg ist in diesen dreimal vierundzwanzig Stunden eine bunt bewegte Feststadt des Sports. Dabei gab es vorher, namentlich als Hauptmann Weise mit Idee und Plan für die „Kleine Spartakiade" herausrückte, manche Skepsis. Vielleicht war sie gar nicht so unberechtigt, eben deshalb, weil bis dato noch nie so etwas stattgefunden hatte. Doch selbst die größten Skeptiker sind inzwischen eines Besseren belehrt. Belehrt durch ein rühriges, arbeitsames, harmonisch zusammenklingendes Kollektiv, in dem die Grenzsoldaten ebenso beherzt anpacken wie die Mitglieder des Clubs der Werktätigen, wie die Sportfreunde der BSG Traktor oder Bürgermeister Seeland mit den Kollegen des Rates der Stadt.

Auch in der Folgezeit, die am 16. September den ersten Rudi-Arnstadt-Gedächtnislauf rund um Creuzburg mit über 200 Aktiven sieht, findet das brüderliche Miteinander seine Fortsetzung. Wo man hinschaut, ist es sichtbar: In der kleinen Akrobatikgruppe, wo Unteroffizier Bernhard, Gefreiter Brandt und Soldat Rohn gemeinsam mit den Jugendlichen der Stadt ihre Pyramiden errichten, im Kinderhort, wo Unteroffizier Rabold mit den Schülern auf touristische Wanderungen geht, im Massensport, wo die Soldaten als Helfer, Kampfrichter und Organisatoren auftreten, im Sportfest zur 750-Jahr-Feier, wo besonders Hauptmann Weise unermüdlich tätig war und den Festvorbereitungen seinen Jahresurlaub opferte, in der Sektion Fußball, wo die Gefreiten Stemmler und Stiller das Training der Schüler und Jugendlichen leiten ...

Apropos Fußball.

In Creuzburg zieht er Sonntag für Sonntag etwa 300 Menschen in seinen Bann. Und bei zweitausenddreihundert Einwohnern ist eine derartige Zuschauerzahl recht beachtenswert. Bis zum Abschluß der letzten Saison spielte Vorwärts Creuzburg in der Kreisklasse, wurde Titelträger und gehört nunmehr zur 3. Staffel der Bezirksklasse Erfurt.

Auch bei König Fußball ist die Gemeinsamkeit

Trumpf. Von den dreißig für die Bezirksklasse nominierten Spielern sind jeweils 50% Grenzsoldaten und Zivilisten. Alles in allem aber ein Kollektiv wie es im Buche steht, mit vereinten Kräften geleitet von Erwin Schanz, einem Produktionsarbeiter aus dem Automobilwerk Eisenach, und Oberleutnant Egon Wagenknecht. Das Training besorgt Gustav Salzmann, stellvertretender Bürgermeister und Vorsitzender der BSG Traktor.

Er ist es auch, der das Wort vom „Höhenflug" in die Debatte wirft, den der Creuzburger Sport zwischen zwei Sommern genommen hat. Und auf die Ursachen eingehend, sagt er: „Das Geheimnis liegt darin, daß wir – Grenzbevölkerung und Grenzsoldaten – jederzeit und überall im gleichen Tritt marschieren. Warum sollte es anders sein, wo wir doch alle die gleichen Ziele und die gleichen Interessen haben? Außerdem geht es gemeinsam besser und schneller voran, im Sport ebenso wie in den anderen Sphären des gesellschaftlichen Lebens."

Eine gute und richtige Erkenntnis, die gerade in Creuzburg reiche Früchte trägt. Im Sport sind sie an dem 2. Platz der BSG Traktor im Kreismaßstab und an der Spitzenposition der Creuzburger Grenzsoldaten in der ASG Vorwärts Mühlhausen abzulesen. Sie finden weiter ihren Ausdruck in dem Bau eines Sportlerheims zu Ehren der Volkswahlen. Verpflichtungen zu dreitausend freiwilligen Arbeitsstunden lagen bereits im Juli vor, darunter je 70 von Egon Krämer und dem 68jährigen Rentner Fedder, 1200 der Sektion Fußball und 750 der Grenzsoldaten.

Für eine Aufbautombola stellten die Creuzburger Geflügelzüchter 200 Eier als Preise zur Verfügung. Die kostenlose Projektierung des Sportlerheims hat Lothar Deubner, Bereichsleiter Bau der PGH „Neuer Weg", übernommen – aus folgendem Grund: „Ich sehe täglich wie es aufwärts geht in unserer Stadt und in der ganzen Republik. Kann man da abseits stehen und Däumchen drehen? Wo alle freudig mithelfen, unser Leben zu verschönen, kann ich doch nicht fehlen ..."

Miteinander – ein kleines Wort nur, und doch voller Kraft und Stärke.

In Creuzburg bestimmt es vor allem das Zusammenleben von Grenzbevölkerung und Grenzsoldaten. Nicht nur im Sport. Auch bei der Grenzsicherung. Die moderne Burgchronik, der dicke Dienstbuch-Foliant dieser Einheit, weist 70% aller Festnahmen als Festnahmen mit aktiver Hilfe der Bevölkerung aus. Ein Förster sowie ein Melker der LPG wurden dafür 1963 mit der „Medaille für vorbildlichen Grenzdienst" ausgezeichnet. Seit langem kennt man hier keinen Grenzdurchbruch mehr.

Die Bürger der Garnisonstadt Creuzburg und ihre Soldaten sind eins, nicht zuletzt dank jenes bereits zitierten Höhenflugs im Sport. Die Sicherung der Staatsgrenze liegt hier in guten, weil vereinten Händen.



Die 1. Werra-Regatta, hier ein Bild vom Autoreifenrennen, war Höhepunkt des letzten Volkssporttages in Creuzburg. Wieder waren Hunderte auf den Beinen und tummelten sich mit ihren Grenzsoldaten bei Sport und Spiel.

Der eine sagt „Guten Tag!", der andere „Dzien dobry!". Der eine legt zur Grußerweisung die Hand an den Mützenschirm, der andere grüßt mit zwei Fingern. So entspricht es nun einmal den alten Traditionen – und so will es auch die Dienstvorschrift. Doch daß sich kurze Zeit später schon polnische und deutsche Waffenbrüder lachend in den Armen liegen, ist in den Dienstvorschriften noch nicht berücksichtigt – entspricht jedoch ebenfalls einer guten Tradition, die innerhalb weniger Jahre überall dort rasche Verbreitung fand, wo Angehörige sozialistischer Bruderarmeen einander begegnen.

„Herzlich willkommen in Brzeg!" begrüßte uns der Regimentskommandeur, ein noch junger Oberstleutnant, und man konnte ihm ansehen, daß er meinte, was er sagte. Denn nicht jene Deutschen, die sein Heimatland noch vor zwei Jahrzehnten knechteten und jetzt in Westdeutschland finstere Revanchepläne ausbrüten, standen in der grauen Uniform vor ihm, sondern Klassenbrüder aus dem ersten deutschen Arbeiter-und-Bauern-Staat.

Brzeg heißt also die Garnisonstadt dieses Pionierregiments, ein Name, der den germanisierungswütigen Ostlandreitern unseligen Angedenkens nicht von der Zunge wollte, weshalb sie ihn in Brieg umfälschten. Ohne bleibenden Erfolg freilich – und auch ohne jede Notwendigkeit, denn sogar der des Polnischen völlig unkundige deutsche Gast kennt nach einigen unbeholfenen Versuchen schon das Geheimnis des nahtlos in ein „J" (wie in Journal) übergehenden „R" und meistert das Wort mühelos. Soweit zu den äußeren Besonderheiten der Garnison, denn solche Dinge, wie gut eingerichtete Lehrkabinette, saubere Unterkünfte, ausgezeichnete Disziplin der Soldaten und eine sorgfältig gewartete Technik, die wir

»AR« besuchte das 1. Warschauer Pontonregiment

BRÜCKENSCHLAG von Herz zu Herz





auf unserem Rundgang durch das Objekt antrafen, will ich nicht zu den Besonderheiten einer militärischen Einheit zählen. Doch da fällt uns noch auf: Brzeg ist ja rund 300 km von Warschau entfernt.
„Wie kommt Ihre Einheit zu der Bezeichnung ‚1. Warschauer Pontonregiment'?" fragen wir deshalb den Kommandeur. Lächelnd gibt er uns Auskunft, wobei ihm die uns begleitenden Offiziere seines Stabes eifrig und stolz assistieren. Dieser Name ist eine Auszeichnung, erfahren wir. Als 1. Pionierbrigade der während des Krieges in der Sowjetunion aufgestellten 1. Polnischen Armee nahm die Einheit an der Befreiung Warschaus von den faschistischen Okkupanten teil. Doch nicht nur dabei erwarb sie sich Verdienste. 1600 km legte sie, an der Seite der Sowjetarmee kämpfend, von Kiwerce bis nach Rhinow an der Havel zurück. In diesem Zeitraum schlug sie 60 Brücken mit einer Gesamtlänge von 2500 m, baute 238 km Straße, räumte 2397 m Baumsperren und vernichtete

In Sekundenschnelle rollen die bewährten polnischen „Star 66" heran, und schon rauschen die Pontons ins Wasser.

Jeder Handgriff sitzt, denn die Zeit für den Brückenbau mißt man heutzutage nach Minuten.



im Gefecht 26 Bunker. Als dann die Zeit der Schlachten und blutigen Kämpfe vorbei war, setzten Soldaten des Regiments die ersten Grenzmarkierungen an der Oder-Neiße-Friedensgrenze. Ihren gefallenen Genossen errichteten sie in ihrem Objekt in Brzeg ein würdiges Denkmal. Aber auch nach Kriegsende streckte der Tod noch seine Krallen nach ihnen aus, lauerte ihnen in Gestalt von Blindgängern und sonstigen Sprengkörpern heimtückisch auf. Räumten sie doch seit 1945 allein an Minen immerhin fast 60 000 t.

„Aber eigentlich sind Sie doch Pontonpioniere?"

„Natürlich. Und – wie wir glauben – keine schlechten. Das versicherten uns jedenfalls die Genossen der Nationalen Volksarmee im vergangenen Jahr."

Im vergangenen Jahr? Zu unserer großen Überraschung erfahren wir nun, daß das Regiment an einer gemeinsamen Übung teilnahm, und wir selbst mit ihnen schon zusammentrafen („AR" 12/63 „Manövertage"). Seit dieser Zeit verbindet die polnischen Pioniere auch eine feste Freundschaft mit einer Pioniereinheit der Nationalen Volksarmee.

Die Freude über unsere heutige Begegnung ist nun auf beiden Seiten noch größer. Es handelt sich ja jetzt genau genommen um ein Wiedersehen.

„Wir zeigen Ihnen aber trotzdem gern noch einmal, was wir können", sagt der Oberstleutnant mit verschmitztem Lächeln. Er erteilt einen Befehl, und kurz darauf wimmelt es zwischen den Blocks von Soldaten, Amphibienfahrzeugen und mit Pontons beladenen Transportmitteln. Wir sitzen mit auf, und wenig später sind wir schon an der Oder. Die Schwimm-SPW stürzen sich in die aufschäumenden Fluten, jagen drüben mit aufheulenden Motoren wieder hinaus. MPi-Schützen springen ab, gehen in Stellung. Da rauscht hier auch schon der erste Ponton ins Wasser.

„Wir bauen Ihnen jetzt eine komplette Brücke hin, wenn Sie wollen!" sagt der Regimentskommandeur mit leuchtenden Augen. Doch wir wehren erschrocken ab. Nur keine weiteren Umstände, bitte. Wir sind auch so restlos davon überzeugt, daß unsere polnischen Waffenbrüder jederzeit bereit sind, für unsere unbesiegbare gemeinsame Sache jede ihnen gestellte Aufgabe zu lösen. Und außerdem: Wozu eine Brücke über die Oder schlagen. Der Brückenschlag zwischen unseren Herzen ist doch schon längst vollzogen.

Gerhard Berchert



Am 6. Oktober begehen die tschechoslowakischen Genossen und am 25. Oktober die rumänischen Genossen den Tag der Volksarmee.
Ihnen sowie besonders den polnischen Waffenbrüdern, die am 12. Oktober den 20. Jahrestag der Polnischen Volksarmee feiern, unseren



Daß man bei guten Freunden immer wieder sehr angenehme Überraschungen erleben kann, fanden wir auch in einem Wroclawer Restaurant bestätigt, in dem wir uns jeder einen doppelten Kaffee bestellten. Das war etwas schwierig, denn wir verfügten nur über sehr dürftige polnische Sprachkenntnisse. Immerhin, wir bekamen, was wir haben wollten – und erst als wir die gastliche Stätte wieder verließen, entdeckte einer von uns das Schild mit der Staatsflagge unserer Republik und der Aufschrift: Man spricht hier deutsch.

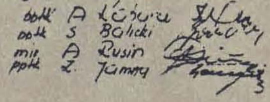


Als wir den Kommandeur des Pionierregiments fragten, ob er uns für unsere Leser vielleicht das Abzeichen der polnischen Pontonpioniere besorgen lassen könne, nickte er eifrig mit dem Kopf und – riß sich seine Abzeichen von den Kragenspiegeln, um sie den Gästen aus der DDR zu geben. Unser Erstaunen bemerkend, meinte er dazu lächelnd: „Ich denke, der Minister würde es mir verzeihen, daß ich in einem solchen Fall die Bekleidungsordnung einmal verletze."

„Herzliche brüderliche Grüße übersenden den Waffenbrüdern der NVA der DDR und Teilnehmern an den gemeinsamen Übungen im Jahre 1962 die Leitung sowie die Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten des 1. Warschauer Pontonregiments.
Besonders grüßen wir die Genossen Oberst Amm, Oberstleutnant Stopp, Hauptmann Schwaß, Hauptmann Schutz und Windusch."
Diesen Freundschaftsgruß (siehe Faksimile) gaben uns die polnischen Genossen für unsere Leser mit auf den Heimweg.

Brzeg nad Odrą 6.07.63.

Serdeczne braterskie pozdrowienia towarzyszom broni NAL NRD uczestnikom wspólnych ćwiczeń w 1962. przesyła dowództwo oficerowie podoficerowie i żołnierze 1 Warszawskiego Pułku Pontonowego.
Szczególnie pozdrawiamy tow płk Amm, ppłk Stopp, kpt Schwaß, kpt Schütz i Windusch.





Die Injektion

Gegen Mittag kam der Diensthabende in den Kulturraum, in dem der Hauptfeldwebel die Unteroffiziere anleitete, und reichte ihm einen Zettel. Beherrscht wie immer und ohne sich zu beeilen, entfaltete Hauptfeldwebel Skowron dieses Stück Papier, doch während er las, stieg ihm das Blut ins Gesicht. Dann kehrte das Blut an seinen Platz zurück. Das Gesicht des Hauptfeldwebels fand seine gewöhnliche Farbe wieder, aber es blieb darauf ein Ausdruck von Verwirrung. „Wir unterbrechen die Anleitung", sagte er. „Die Kompanie begibt sich sofort zum Impfen gegen Starrkrampf und Typhus. Achtet in den Zügen darauf, daß alle Soldaten zur Stelle sind." Wir stellten uns im Gang des Gebäudes der Sanitätsstelle in einer Reihe auf. Der Hauptfeldwebel stand an der Spitze. Mir war klar, daß die kommende Nacht von quälenden Fieberträumen erfüllt sein und ich mich am nächsten Tag wie gerädert fühlen würde. Folglich schien es mir, daß es vom Hauptfeldwebel nett war, den unangenehmen Akt des Impfens eröffnen zu wollen. Denn was ein Vorgesetzter an sich ausprobiert hat, fällt einem Unterstellten leichter.

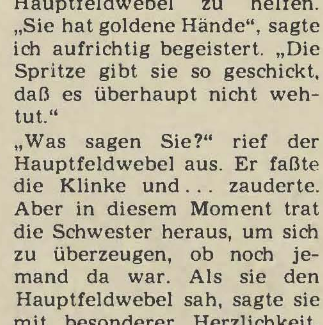
Der Hauptfeldwebel warf sich in die Brust und schritt entschlossen zur Tür des Behandlungszimmers. Plötzlich jedoch blieb er stehen, zögerte und drehte sich um. „Wir werden es anders machen", sagte er. „Es soll nach dem Alphabet gehen, so wird es immer gemacht!" Wir traten erneut an. Hauptfeldwebel Skowron befand sich nicht weit vor mir. Die Soldaten gingen nacheinander hinein und kamen einen Augenblick später mit der Miene eines Toreadors heraus, der einen schweren, aber siegreichen Kampf gegen einen wütenden Stier bestanden hat. Die Reihe der wartenden Delinquenten schmolz rasch dahin. Da bemerkte ich, daß sich der Hauptfeldwebel seltsam betrug – er räusperte sich, trat von einem Fuß auf den anderen, krümmte den Rücken wie unter einer schweren Last, dann richtete er sich wieder entschlossen auf und strich sich ein ums andere Mal über seine kurzen, tadellos gekämmten Haare. Was ist mit ihm los, überlegte ich, krank ist er doch wohl nicht, denn am Morgen, während des Unterrichts am Bassin, hatte er am meisten geübt, öfter als alle hatte er getaucht, um uns zu zeigen, wie man an einem Panzer, der auf dem Grund eines Flusses steckengeblieben ist, ein Seil befestigt. Er war voller Energie gewesen und lustig wie ein Zeisig.

Schließlich kam die Reihe an ihn. Er ergriff die Klinke und plötzlich – wandte er sich um und sagte zu dem Soldaten Sowikiewicz, der hinter ihm stand: „Wissen Sie was, gehen Sie jetzt hinein. Ich werde bis zum Schluß warten." Sowikiewicz verschwand. Der Hauptfeldwebel stellte sich hinter mich. Als er an mir vorüberging, gewahrte ich verwundert, daß ihm Schweißtröpfchen von der Stirn rannen und in seinen Augen Angst nistete... Jeder in der Einheit wußte, daß der Hauptfeldwebel Fallschirmspringer war, Amateur, der bereits fünfzig Sprünge hinter sich hatte, davon viele mit verzögerter Öffnung des Fallschirms. Und so ein Mann fürchtete sich vor einer Spritze! Ich blickte zu Wielgorski hinüber. Offensichtlich hatte auch er das seltsame Gebaren des Hauptfeldwebels bemerkt, denn er sah ihn an und lächelte halb ironisch, halb nachsichtig.



Illustration: Harri Parschau

Um die Wahrheit zu sagen – ich begab mich erschüttert in das Behandlungszimmer. Dort wurde die Sache schnell und geschickt erledigt. Obwohl die Schwester allein war – der Arzt war gerade zu irgendeinem Kursus gefahren, kam sie mit allem vortrefflich zurecht, und die Spritzen gab sie meisterhaft. Als ich wieder im Korridor stand, beschloß ich, dem Hauptfeldwebel zu helfen. „Sie hat goldene Hände", sagte ich aufrichtig begeistert. „Die Spritze gibt sie so geschickt, daß es überhaupt nicht wehtut."



„Was sagen Sie?" rief der Hauptfeldwebel aus. Er faßte die Klinke und... zauderte. Aber in diesem Moment trat die Schwester heraus, um sich zu überzeugen, ob noch jemand da war. Als sie den Hauptfeldwebel sah, sagte sie mit besonderer Herzlichkeit, die wohl von weiblicher Intuition diktiert war: „Bitte, bitte sehr, ich warte..."

Da war nichts zu machen. Er mußte hinein. „Solch ein Kerl und kann sich nicht entschließen", sagte Gefreiter Wielgorski spöttisch. Er war vor dem Hauptfeldwebel aus dem Behandlungszimmer gekommen. Und ich sagte nachsichtig: „Ich weiß nicht, was mit ihm los ist."

„Das sieht man doch, daß er Angst hat", sagte Wielgorski, und ich war wie vor den Kopf geschlagen, denn ich konnte es einfach nicht glauben, daß der Hauptfeldwebel als mutig und gleichzeitig als ängstlich bekannt war.

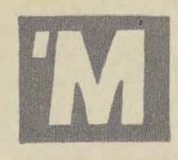
Doch da wurde die Tür aufgerissen und Skowron stürzte heraus. Sein Gesicht strahlte vor Zufriedenheit, seine Augen funkelten. Er kam zu uns gelaufen, umarmte uns und rief: „Sie hat ja gesagt, sie hat ja gesagt. Sie ist einverstanden! Ich sage euch, ich fühle mich wie im siebenten Himmel!" „Na siehst du, Janek", meinte Wielgorski, der mit ihm befreundet war, „ich habe doch gleich gesagt, daß das Schwesterchen deinen Antrag annehmen und einverstanden sein wird, deine Frau zu werden. Hättest du das nur schon vor einem Jahr gemacht und nicht auf so eine blöde Gelegenheit wie die heutige Impfung gewartet."

Kazimierz Gutaker



„Hurra, ich bin Papa."

DDR UNSER VATERLAND



ehl, 1000 Gramm, 1,– DM; Zucker, 1000 Gramm, 1.50 DM; Ente, 900 Gramm, 6,30 DM ...“ Frau Kirpal in Dresden trägt ihre Tagesausgaben ins Wirtschaftsbuch ein. Otto, ihr Mann, kommt von der Arbeit und berichtet ohne Aufforderung, daß er eine Tasse Kaffe getrunken und zwei Mark für Zigaretten ausgegeben hat. Auch das wird verbucht. Seit Jahren halten Kirpals alle Ausgaben im Wirtschaftsbuch fest. Wie sie tun es einige tausend Familien. Sie sind die freiwilligen Helfer der Zentralverwaltung für Statistik, liefern wichtige Angaben über die Verteilung der Ausgaben verschiedener Haushalts- und Einkommensgrößen verschiedener Klassen und Schichten. – Vor fünf Jahren, 1958, als die Lebensmittelkarten abgeschafft wurden, hat für Frau Kirpal die Rechnerei mit zweierlei Preisen aufgehört.

Seit dieser Zeit stehen in der Einnahmenspalte die zusätzlichen Posten „staatliches Kindergeld“ und „Ehegattenzuschlag“. Auch die Angabe über die Tätigkeit des Haupteinkommenbeziehers – das ist Otto in der Sprache der Statistiker – hat sich geändert. Damals stand da „Schweißer“, dann folgte „Lehrschweißer“, seit vorigem Jahr trägt sie dort „Meister“ ein. Otto hat Lehrgänge besucht, drei Schweißerprüfungen abgelegt, ist Meister geworden. Und die beiden Jungen wachsen heran, gehen ihre Gedanken weiter spazieren. Als Frank in die Schule kam, hatte er acht Klassen vor sich. Jetzt, mit dreizehn, geht er in die achte Klasse der Oberschule, in drei Jahren ist er mit der Schule fertig. Und Gunnar, der Kleine, ist nun auch schon elf. Neue Skihosen werden sie brauchen diesen Winter, wenn sie wieder nach Geising ins Ferienlager fahren. „Du, Otto, was bezahlen wir gleich für's Ferienlager?“ Otto muß sich erst vom Fernseher losreißen. Auch der hat einmal im Wirtschaftsbuch gestanden, im November einundsechzig, auch die Waschmaschine, die Kinderbetten ... „Ja. – Was hast du gesagt?“ Frau Leonore kennt ihren Ehemann und wiederholt geduldig die Frage. „Zehn Mark für jeden“, antwortet er, „macht zwanzig, was wir zu bezahlen haben. Dem Werk wird's etwas teurer, das zahlt zweimal Hundert drauf – fast das gleiche, was der FDGB im Sommer zu unseren Ferien zugeschossen hat.“ Durch die Erinnerung an den Sommerurlaub im Thüringer Wald gelingt es ihr doch, Otto in ein Gespräch zu verwickeln. Die Ausgaben damals, Fahrgeld, Platzkarten, Reisegepäck, die Campinghemden für die Jungen und der Hut für sie selbst stehen im Juli im Wirtschaftsbuch. „Durch die neuen Preise für Ferienplätze kommen wir, mit zwei Kindern, billiger weg als vorher“, stellt Otto fest, „30 Mark für jedes Kind, 46 für dich, 56 für mich. Hast es doch alles selber eingetragen, im Mai oder wann es war.“ – „Hab ich“, und weil er sich gerade eine neue Zigarette anzündet, fügt sie hinzu: „Genau wie ich jeden Monat 40 – 50 Mark für Zigaretten verbuche.“ – „Laß mal gut sein. Wir haben uns trotzdem ganz schön etwas angeschafft in den letzten Jahren.“ Und er überlegt weiter, was die kommenden Anschaffungen sein sollen. „Als nächstes kommt hier fürs Wohnzimmer ein neuer Teppich dran“. Er fährt unwillkürlich mit der Fußspitze über den alten. „Der hat wirklich ausgedient. Und dann dürfte der Kühlschrank fällig sein ...“ Das ist das Stichwort für sie: „Da wird uns die Milch nicht mehr sauer im Sommer. Und was ich an Zeit spare, wenn ich nicht mehr so oft einkaufen muß. Nur noch einmal in der Woche zum Fleischer. Du wirst sehen ...“ Er unterbricht sie: „... wenn nichts dazwischen kommt.“ Als sie erstaunt aufblickt, sagt er mit dem unschuldigsten Gesicht der Welt: „Eine Mietpreiserhöhung, oder daß ich arbeitslos werde.“ Jetzt platzt ihr der Kragen: „Na höre mal, wo wohnen wir denn?“ – „In der DDR, glücklicherweise.“ Er freut sich, daß es ihm gelungen ist, seine Leonore auf den Arm zu nehmen. – Als sie aufsteht, um das Wirtschaftsbuch wegzulegen und das Abendbrot zu machen, gehen ihr Ottos Worte durch den Kopf. „Arbeitslos. Mietpreiserhöhung. Du machst vielleicht Witze! Seit bald fünfzehn Jahren haben wir die Wohnung. Die 44 Mark schreib ich doch im Schlaf, wenn hier die Spalte ‚Miete‘ auftaucht.“ Damit legt sie das Heft in den Schrank. „Vergiß nicht, Gunnars Schularbeiten nachzusehen“, ruft sie aus der Küche. „Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser“, erwidert Otto zustimmend, aber es bleibt offen, ob er dabei an seinen Jüngsten denkt oder den Abgeordneten meint, der gerade im Fernsehen über die Arbeit der Volksvertretungen und die Kontrolle durch die Wähler spricht.

P. S. Natürlich haben Kirpals dieses Gespräch nicht geführt. Aber alle darin verwandten Angaben sind verbürgt. Ich habe sie von ihnen persönlich erhalten. *Irene Wolf*

Soldaten schreiben für Soldaten

Wesenberg 19.00 Uhr

Panzer entladen, Wesenberg 19.00 Uhr! Mit seinen Kameraden sitzt Soldat Günter Halling auf der ES 250. Zwei Tage sind die Regulierer schon unterwegs, zwei Tage dauert die große Übung schon. Heute Mittag, als sie die Garnison verließen, schien gar ein wenig die Sonne und man konnte fast die ziemliche Kälte dabei vergessen, aber jetzt hat sich der Himmel wieder bewölkt und der so unangenehme Kantenwind ist wieder aufgekommen.

Aus dem Zwielicht tauchen die ersten Lichter auf. Wesenberg. Vor dem Ortseingang läßt der Gruppenführer die Regulierer kurz halten, er schaut auf die Uhr und sagt: „So, Genossen, bis zum Einsatz sind noch gute $1^1/_2$ Stunden Zeit. Ich schlage vor, wir fahren zum VPKA und wärmen uns etwas auf, denn wer weiß, wann der Tag für uns zu Ende ist?“

Der Volkspolizist, der heute seinen Dienst versieht, steht von seiner Arbeit auf, sieht mit einem Blick, was los ist und sagt: „Kommt nur rein und wärmt euch auf! Eine Tasse heißen Tee werdet ihr mir bestimmt nicht abschlagen.“ Der kleine eiserne Ofen spuckt eine wahre Gluthitze aus. Als der Tee in den Tassen dampft, sieht die Welt schon wieder ganz anders aus. Etwas versonnen sitzt Günter Halling, der zwanzigjährige Forstarbeiter aus Torgelow, am Tisch und hört dem Geplauder seiner Kameraden zu. Es ist seine erste große Übung, die er fährt.

Urplötzlich zerreißt der klagende Ton einer Alarmsirene die gemütliche Runde im Zimmer des VPKA. Feueralarm! Ehe sich der Volkspolizist versieht, steht er allein im Dienstraum. Nur die offene Tür und die vier Tassen auf dem Tisch deuten auf einen Besuch hin.

Draußen, 200 Meter von dem VPKA, hat sich vor einem Wohnhaus eine aufgeregt gestikulierende Menschenmenge angesammelt. Dort wird es sein! Im Laufschritt eilen die Genossen der NVA dorthin. Im Näherkommen sehen sie schon die Rauchschwaden, die aus einem Fenster eines Fachwerkhauses dringen. Ein alter, gebrechlicher Mann, der in dieser Wohnung lebt, schwebt in Gefahr, das entnehmen die Soldaten aus dem Bericht eines Hausbewohners. Nur einzelne Brocken des Berichts dieses Mannes dringen in dem Wirrwarr bis an das Ohr Günter Hallings. Er begreift, worum es geht! Menschenleben in Gefahr! Hier darf man nicht lange zaudern.



Mit kurzen schnellen Schritten durcheilt er die aufgeregte Menschenmenge. Schon im Treppenflur macht starke Rauchentwicklung das Atmen schwer. Ein Hausbewohner, durch den Mut und Elan des jungen Regulierers mitgerissen, eilt hinterher. Beide hasten die Treppe hinauf. Oben angelangt, stürzt ihnen ein Volkspolizist entgegen, der unter Aufbietung all seiner Kräfte die Wohnungstür geöffnet hat. Völlig erschöpft weist er den Rettern den Weg in die Wohnung. Günter Halling stürmt vorwärts. Das Wohnzimmer ist schnell gefunden. Graue, undurchsichtige Rauchschwaden hängen in der Luft. Der

Hausbewohner öffnet die Fenster. Jetzt erst können sich die beiden mutigen Helfer orientieren. Dort ... das Sofa ist der Brandherd. Eine vor dem Sofa stehende Heizsonne muß den Brand verursacht haben, der dann auf andere Gegenstände übergegriffen hat.
Wo ist der Mensch, wo ist der alte kranke Mann, der gerettet werden muß? Etwas abseits, gegenüber dem noch glimmenden Sofa, befindet sich das Bett. Mit bleichem, wächsernen Gesicht liegt der alte Mann ans Krankenlager gefesselt. Vier kräftige Männerhände packen zu und zerren ihn aus dem Bett. Die Kräfte drohen zu schwinden, beide sind völlig ausgepumpt. Jeder Schritt mit der doppelten Last kostet übermenschliche Anstrengungen. Es muß geschafft werden! Helfende Hände greifen zu, als sie unten angekommen sind. Ein Arzt tritt hinzu, untersucht den Greis und klopft dann Günter Halling freundschaftlich lächelnd auf die Schulter, als wolle er sagen, der Mensch wird leben und du hast ihn gerettet! Günter denkt aber weiter. Die Möbel, die Wohnung, sollen sie ein Raub des Feuers werden, das sich zwar nur langsam ausbreitet, dafür aber um so sicherer? Nein! Der kurze Aufenthalt an der frischen Luft verleiht ihm wieder Kräfte. Eine Schutzmaske! ruft er. Schnell ist die Maske übergestreift und dann stürmt er wieder in das Haus, das Treppenhaus hoch bis zum ersten Stock. Die Tür steht noch offen. Das folgende spielt sich schnell ab. Überlegt und sicher sind die Handlungen des Soldaten Halling.
Sein Rezept ist ganz einfach. Wenn kein Wasser da ist, das den Brand löscht, mußt du anders handeln. Und so fliegen die brennenden Gegenstände aus dem Fenster.
Der Brand ist gelöscht. Zufrieden begibt sich Soldat Günter Halling zu seinen Kameraden. Jeder will seine Hand schütteln.
Erst vor dem Haus des VPKA trennt sich die Bevölkerung von den Genossen der NVA. Im Dienstraum des VPKA muß nur noch ein Protokoll angefertigt werden. Viel Zeit verbleibt nicht mehr, denn um 19.00 Uhr ... wie lautete doch der Befehl des Kommandeurs? Um 19.00 Uhr Wesenberg ... Panzer entladen!

H. Noske

Aufschlußreiche Begegnung

Diese Geschichte klingt vielleicht gerade wegen ihrer Wirklichkeit so unwahrscheinlich – aber sie ist wahr.
Es war auf einer Fahrt von Stralsund nach Erfurt und ich saß behaglich in einem D-Zugabteil. Wie es so üblich ist, kam auch ich sehr bald in ein Gespräch mit den Mitreisenden. Mir gegenüber saß eine ältere Dame, die angenehm zu plaudern verstand. Ich half ihr bei der Lösung eines Kreuzworträtsels, und auch die anderen Abteilinsassen beteiligten sich daran.
Ich war damals Angehöriger der Seestreitkräfte unserer Republik, mein Dienstgrad: Leutnant zur See. So konnte ich auch als einziger die Frage nach einem Schiffszubehör mit fünf Buchstaben beantworten und bald war ich selbst bzw. die Seefahrt im Mittelpunkte des Gesprächs. Es ist so eine Art Reisesport von mir, aus solch einer Unterhaltung herauszufinden, wo jeder Reisende, mit dem man spricht, herkommt und welches Reiseziel er hat.
Ja, und da hörte ich plötzlich, wie die ältere Dame mir gegenüber erklärte, sie sei aus Gustävel, einem kleinen Ort in Mecklenburg. Ich stutzte und sagte: „Ich war auf der Offiziersschule mit jemand zusammen, der auch von Gustävel stammt."
„Nun, Gustävel ist nicht groß, wie ist denn sein Name?", fragte die alte Dame.
„Klaus Hoffmann, sein Vater arbeitet auf dem VEG in Gustävel als Schweizer."



Illustrationen: Heinz Rodewald

Die ältere Dame schwieg einen Moment, ich merkte, wie sie sich etwas verfärbte und nachdenklich wurde.
„Hoffmann", murmelte sie und schaute mich an. Sie merkte wohl, daß ich sie nicht begriff. Aber sogleich kam die Erklärung. Das, was sie mir jetzt sagte, fiel ihr sicher schwer.
„Gustävel war vor 1945 unser Gut und Hoffmann, der Vater Ihres Bekannten, war unser Kutscher."
Welch eigenartiges Zusammentreffen. Ein Zufall? Sicher. Aber ist es nicht ein kleines Stück Geschichte?! Der Sohn eines Kutschers vom ehemaligen Gutsbesitzer aus dem mecklenburgischen Gustävel ist heute Leutnant der Volksmarine. Und das ist in unserer Republik gewiß kein Zufall.

Dieter Gilland

... die Flugapparate stoßen tiefer und tiefer. Etwas Unerwartetes geschieht: Sie werfen Flügel und Ruder ab und verwandeln sich in Panzerkampfwagen. So stellte sich Christie den Einsatz der fliegenden Panzer vor.

Sowjetische Luftlandepanzer vom Typ ASU 57 werden verladen (unten). Deutlich sind die Fallschirmpakete zu sehen. Der Transportwagen dient gleichzeitig als Landeplattform, die den Aufprall abfedert.

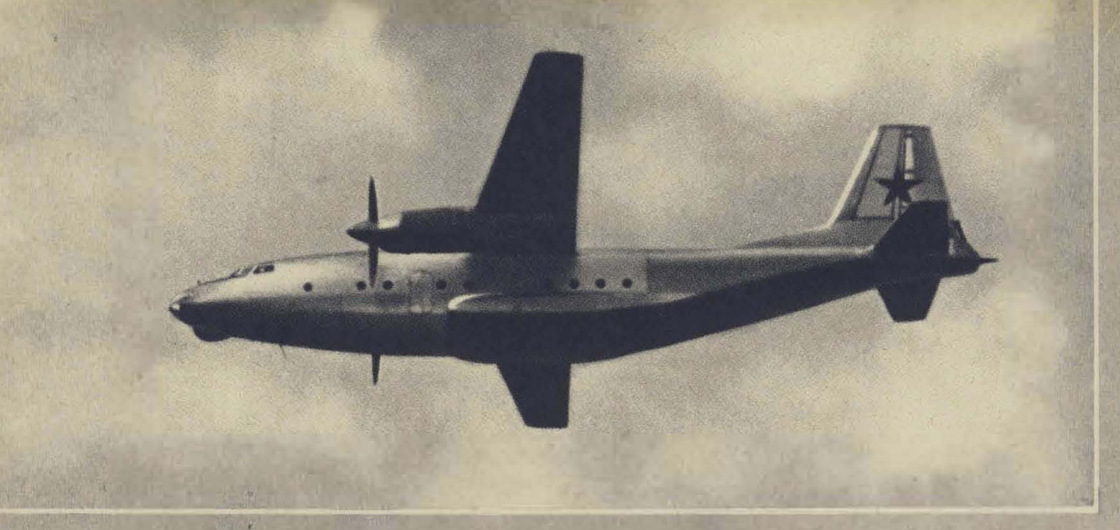


Fliegende PANZER

Die Luft ist erfüllt vom Lärm unzähliger Motoren. In dichten Wellen fliegen die schweren Maschinen heran, setzen Fallschirmjäger und Gerät ab. Da nähert sich eine Welle ganz dicht über dem Boden. Wütendes Abwehrfeuer schlägt ihr entgegen, doch ungeachtet dessen stoßen sie tiefer und tiefer. Etwas Unerwartetes geschieht: Die Flugapparate setzen zur Landung an, verlieren plötzlich Flügel, Leitwerk und Zelle und rollen als Panzerkampfwagen auf die Stellungen des Gegners zu ...

Diese utopischen Gedanken hegte in den zwanziger Jahren der amerikanische Autoingenieur Walter J. Christie, der sich speziell mit der Konstruktion von Panzern befaßte. 1932 begann er das Projekt zu verwirklichen – und scheiterte in der Praxis. Was ihm blieb, war die Idee, die





Schwere Transportflugzeuge mit hochgezogenem Heck nehmen die Luftlandepanzer auf. Die modernsten Typen sind die Antonow-Konstruktionen AN-4 (Bild), AN-8 und AN-12 (viermotorig).

Luftlandepanzer der sowjetischen Luftlandetruppen bei der Parade. Ihr Kampfraum ist oben offen, die Besatzung besteht aus drei Mann (ohne aufgesessenen Fallschirmjägern). Der Panzer ist rund 4 m lang, etwa 1,5 m hoch und hat ein 57-mm-Geschütz als Bewaffnung.



den technischen Möglichkeiten seiner Zeit weit vorausgeeilt war. Ein fliegender Panzer, mit Flügeln, Leitwerk und Propellerantrieb, kam nicht zustande, wohl aber ein leichtes transportables Panzerfahrzeug, das an einem Großflugzeug aufgehängt in den Operationsraum transportiert werden sollte. Auch in diesem Falle scheiterte der Konstrukteur, nicht an seinem Projekt, sondern am Fehlen eines geeigneten Trägerflugzeuges.
Der Gedanke, die Fallschirmtruppen mit leichten Kampffahrzeugen auszurüsten, hatte vor dem 2. Weltkrieg stark um sich gegriffen. Allein der sowjetischen Militärwissenschaft und -technik blieb es vorbehalten, die Idee in die Tat umzusetzen. Während der großen Herbstmanöver 1935–1937 in der Ukraine und in Weißrußland, wurden erstmals in der Welt Panzer aus der Luft abgesetzt. Es waren die Typen T-37 und T-38, beides Schwimmpanzer. Als Trägerflugzeuge waren die ANT-6 bzw. TB-7 eingesetzt worden.
Heute verfügt die Sowjetarmee über Kampfzonentransporter von ungeheurer Tragkraft. Sie sind die Trägermittel für die abwurffähigen leichten Panzer bzw. SFL, die an Fallschirmbündeln zur Erde gleiten und in den Kampf eingreifen. Der bekannteste Typ ist der hier gezeigte Luftlandepanzer ASU 57 mit leichter Panzerung und offenem Kampfraum. Seine Bewaffnung ist ein 57 mm-Geschütz, die Besatzung besteht aus drei Mann. Das Fahrzeug ist sowohl für den Lufttransport in Hubschraubern als auch zum Fallschirmabwurf geeignet. *-ke*

LEUTNANT SIEGFRIED OLESCH träumte ein Jahrzehnt von dem großen Erfolg. Und er wünschte sich ihn nicht nur schlechthin, er kämpfte jahraus, jahrein um ihn. Einmal eine Europameisterschaftsmedaille holen, ja überhaupt – einmal den deutschen Meistergürtel tragen! Zäh, ausdauernd, unverdrossen boxte der Berliner seit 1955 Saison um Saison für seinen Klub ASK Vorwärts, für die Nationale Volksarmee. Sein Traum jedoch schien sich vorerst nicht erfüllen zu wollen. Dabei war er eigentlich gar nicht so erfolglos, auch international nicht. Die Leipziger feierten ihn bei der Armeespartakiade 1958 für den zweiten Platz; die SKDA-Meisterschaften in Plovdiv beendete er mit demselben Rang; und 1962 kürte man ihn in der Moldaumetropole sogar zum SKDA-Sieger. Fast 200 Kämpfe sind in dem Startbuch des Halbmittelgewichtsboxers eingetragen, von denen er nur 33 verlor. Das große Traumjahr jedoch erfüllte sich erst jetzt: 1963. Als 28jähriger, in einem Alter also, in dem man die Boxsportjahre bereits zählt, kämpfte er sich in das deutsche Meisterschaftsfinale hinein. In imponierender Manier, sich nie das Heft aus der Hand gleiten lassend, kam er zu Punktsieg, Titel und Fahrkarte nach Moskau. Dort galt es gegen Europas Faustkämpfer-Elite zu bestehen. Siegfried Olesch bestand! Im Achtelfinale schaltete er den schlagstarken, technisch versierten Franzosen Gonzales aus und hatte, er konnte es selbst kaum fassen, die „Bronzene“ in der Tasche! Wer den einstigen Werkzeugmacher kennt, wird sich mit dem untadligen, fairen, vorbildlichen und stets bescheidenen Sportsmann gefreut haben. Wer Siegfried Olesch kennt, weiß auch um sein großes Hobby, dem er frönt, wenn weder Dienst noch Boxhandschuhe rufen: Dem Fußball. So manche Schlacht hat er hier schon geschlagen. Bei einem Start in Bulgarien spielte er sogar in einem Freundschaftsspiel gegen die dortige UEFA-Auswahl mit . . .

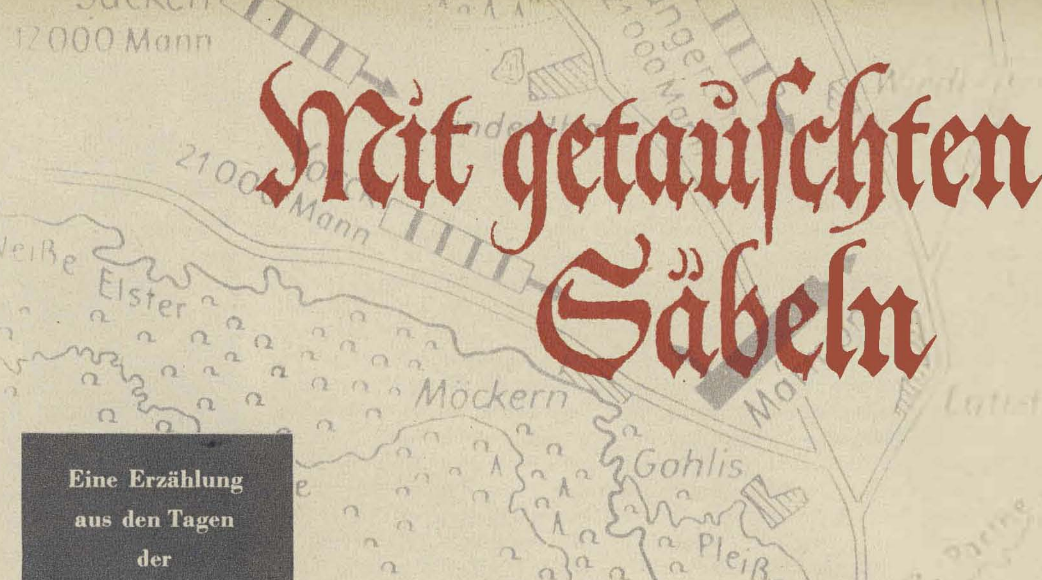


Dürfen wir vorstellen...

UNTERFELDWEBEL ACHIM SILL soll an dieser Stelle stellvertretend für eine große Anzahl Kinder- und jugendsportbegeisterter ehrenamtlicher Übungsleiter der ASG Vorwärts Bautzen vorgestellt werden. Denn ebenso könnten die Namen von Oberstleutnant Stimmler, Oberfeldwebel Rümpler oder des Genossen Bärsch genannt werden. „Man muß sich um die Kinder kümmern, sonst laufen sie einem weg“, heißt ein geflügeltes Wort von Achim Sill. Und indem er, Fußball-Jugendleiter und ASG-Leitungsmitglied, danach handelt, fährt er gut. Mit ihm natürlich die gesamte Sportgemeinschaft, in der heute mit 100 kleineren und größeren Fußballjüngern eine stattliche Streitmacht heranwächst. Achim Sill zählte mir stolz die Früchte seiner guten Arbeit auf. Ich habe mir sie alle in mein Notizbuch eingetragen, doch würde dieser Platz nicht ausreichen, um sie aufzuzählen. Die Skala reicht vom LSK/LV-Meister der Knaben über zahlreiche Bezirksmeistertitel bis zur Teilnahme der Schüler an den Deutschen Meisterschaften. Fast täglich kümmert sich der Bautzener Jugendleiter um die Fußballküken. Daß seine gesamte Freizeit dafür drauf geht, kann ihn nicht im geringsten davon abbringen. Am Wochenende ist er mit einer der vier Mannschaften garantiert noch unterwegs zu einem Spiel. Ob seine Frau damit so ohne weiteres einverstanden ist, fragte ich. Erst war sie es nicht. Dann ging sie mit auf den Fußballplatz. Heute wäscht sie die Spielerkleidung. Genosse Sill, der bei Aufbau Meyenburg das Fußball-ABC lernte, wollte ursprünglich als aktiver Spieler in Bautzen bleiben. Da packte ihn die Freude an der Sportarbeit mit den Kindern und Jugendlichen. Und da er und seine Getreuen die größtmögliche Unterstützung des Kommandeurs haben, läßt sie diese Arbeit erst recht nicht wieder los.



Mit getäuschten Säbeln



Eine Erzählung aus den Tagen der Völkerschlacht bei Leipzig

Von Günter Hesse

In blutigen Schlachten kämpften Rußlands Söhne, insbesondere in der Völkerschlacht bei Leipzig, Schulter an Schulter mit deutschen Freiwilligen, Landwehrmännern und Linientruppen. Aus diesem gemeinsamen Kampf erwuchs eine ehrliche Freundschaft der einfachen deutschen Menschen mit dem einfachen russischen Volk. Die deutsch-russische Kampfgemeinschaft und Waffenbrüderschaft von 1813 gehört zu den guten Traditionen in der Geschichte Deutschlands und der Beziehung des deutschen Volkes zu anderen Völkern.

(Aus den Thesen der Ideologischen Kommission des Politbüros des ZK der SED zum 150. Jahrestag des Befreiungskrieges von 1813 und der Völkerschlacht bei Leipzig.)

Zwei Reiter verhielten ihre Pferde nahe einer mächtigen Linde, deren Stamm allerlei Gesträuch und Gestrüpp umgab. Der eine trug die reich mit Tressen besetzte Uniform der brandenburgischen Husaren, der andere war ein Kosak, unverkennbar an dem kurzbeinigen, etwas struppigen Pferd, der langen Lanze, dem Krummsäbel und der Fellmütze. Die Pferde vertrugen sich ausgezeichnet; denn während ihre Reiter das Gelände vor sich mit den Augen abtasteten, rieb der Husarenfuchs seinen Hals auf dem Kamm der dunkelbraunen Kosakenstute.

„Unsere Wege trennen sich jetzt, Pjotr Michailowitsch. Dort zur Rechten liegt Möckern, dort drüben linker Hand ist dein Ziel." „Wiedjeritzsch", antwortete der Kosak. Der Husar lachte.

„Nicht Wiedjeritzsch, Pjotr, sondern Wiederitzsch." Die Pferde hoben die Köpfe. Ihre steil aufgerichteten Ohren spielten nach Möckern hinüber. Feuerzungen blitzten dort auf, in dikken Rauchschwaden zusammenfallend. Der Husar wurde unruhig. Der Kosak bemerkte es. „Vielleicht treffen wir uns bald wieder beim Stab?" sagte er und unterstrich den Satz mit der Gebärde des Schnurrbartzwirbelns. Eingeweihte hätten sofort gewußt, daß damit nur Blücher gemeint sein konnte. Der preußische Husar und der Kosak standen bei diesem als Melder in Diensten, eine gefahrvolle Aufgabe. Beide wußten es, der preußische Husar, Karl Ernst, sprach es aus:

„Laß uns wie Brüder scheiden, Pjotr. Yorck hat es bei Möckern mit einem überlegenen Gegner zu tun. Marmonts Truppen zählen zu den besten, und seine Marineinfanterie ist lange Zeit geschont worden, kennt die Niederlage nicht. Zudem ist das Dörfchen wie zur Verteidigung geschaffen. Es ist möglich, daß wir uns nie wiedersehen." „Wenn es schlimm wird, hauen wir euch heraus!" rief der Kosak und nestelte an seinem Pallasch. „Hier, Karl Ernst! Laß uns die Waffen tauschen. Der Kosakensäbel soll dir Glück bringen." Die Reitersäbel wechselten ihre Besitzer. Immer stärker drang der Schlachtenlärm von Möckern herüber.

„Charascho!" Der Kosak wirbelte den Husarensäbel um den Kopf. Karl Ernst folgte seinem Beispiel.

„Auf Wiedersehen, Pjotr!"

„Doswidanije, Bruder!"

In entgegengesetzten Richtungen sprengten die Reiter davon.

Seit Mittag tobte das Ringen um die kleine Ortschaft. Zum fünften Male schon sammelte Major Hiller die zurückweichenden Truppen, als Karl Ernst das Dorf erreichte.

In vielen Windungen schlängelte sich die Dorfstraße hügelan und bergab. Gehöfte steckten ihre Ecken und Vorsprünge heraus, den Franzosen gute Deckung bietend. Das Rittergut mit den Wirtschaftsgebäuden bildete das größte Hindernis. Die Brauerei und ein alter steinerner runder Turm schienen Feuer und Eisen zu speien. Auch von der erhöht liegenden Ziegelei blitzte und brüllte der Tod.

„Steig vom Gaul, Husar und schieß mit!" rief ein baumlanger Landwehrmann, der seine heimatliche Schmiede verlassen hatte. „Bevor wir dem Turm nicht das Maul gestopft haben, kannst du hier nicht hoch zu Roß spazieren reiten." Karl Ernst blieb nichts anderes übrig, als sein Pferd hinter einem Strauch anzubinden, wollte er sich nicht vor den tapferen Leuten der Feigheit bezichtigen lassen. Von einem Gefallenen Flinte und Pulvertasche aufnehmend, trat er in die Reihe.

„Nun Riese, vorwärts!" rief er dem Landwehrmann zu. Nur noch wenige Schritt ging es in Gefechtsordnung voran.

Die Franzosen im Turm schossen immer größere Lücken in die Landwehrkolonne. Von selbst teilte sich der Soldatenhaufen zu beiden Seiten der Straße. Ein Mauervorsprung versperrte das Vorgehen. Pausenlos feuernde Franzosen benutzten ihn als gute Deckung.

„Jetzt sollst du mich kennenlernen, Husar!" Mit diesem Ruf ergriff der Riese eine eisenbeschlagene Wagendeichsel. Wie einen Rammbock nahm er sie hoch und rannte gegen die Steine an. Einmal, zweimal lief er, die Fugen zitterten, gaben aber nicht nach. Zum drittenmal zielte er gegen die Backsteinkrone. Ein dumpfer Schlag. Kalk rieselte. Noch ein Stoß. Langsam neigte sich ein meterdicker Brocken nach hinten. Ein entsetz-



Blücher bei Möckern am 16. Oktober 1813. Nach der Originalzeichnung von E. Zimmer.

licher, unartikulierter Schrei durchbrach den Pulverdampf.

Dann blitzten Bajonette um den Mauervorsprung. Mit der blanken Klinge wollten die Franzosen ihren Platz behaupten.

„Jetzt drauf mit der Deichsel!" schrie Karl Ernst durch den Lärm und zog den Säbel.

Wie eine erhobene Sense schwang der Schmied seine Waffe. Unheimlich erschien den Franzosen der baumstarke Landwehrmann, dem der Husar mit dem Kosakensäbel den Rücken freihielt. Meter um Meter wichen die Franzosen zurück.

Pjotr Michailowitsch erklomm die kleine Höhe beim Mühlweg. Ein Busch teilte sich vor ihm und ein ärmlich gekleideter Mann trat heraus. Der Kosak legte die Lanze ein.

„Gut Freund! Ich sah dich kommen. Will dir was sagen." Der Mann, ein Bauer, fuchtelte mit den Armen und hatte Angst, nicht verstanden zu werden. Der Kosak verstand ihn.

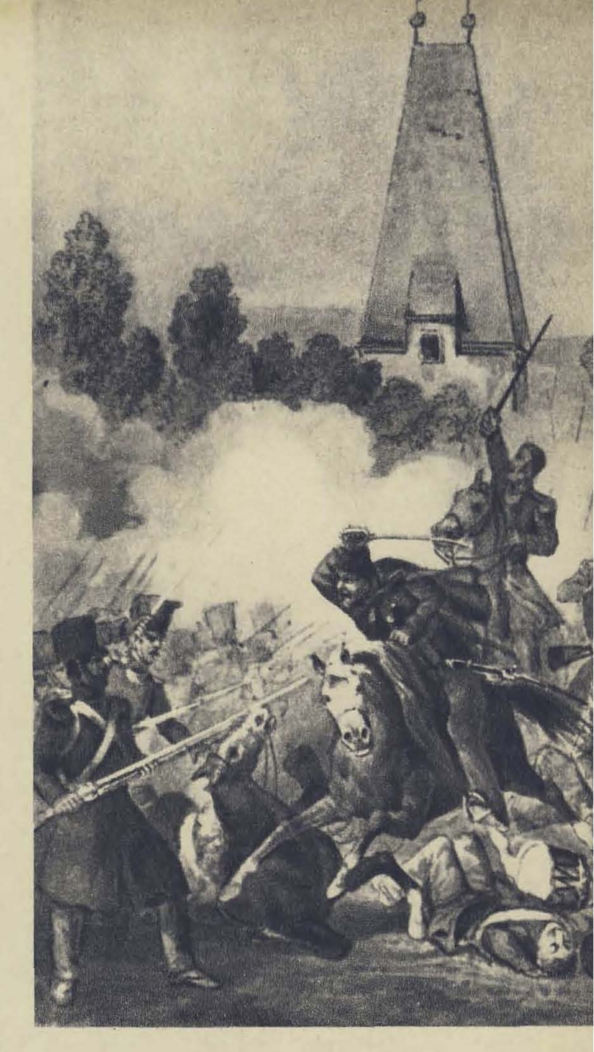
„Vorsicht, Kosak! Es sind viele Franzosen in der Gegend. Sechstausend Mann stehen, von hier nur zehn Minuten, vor dem Birkenwäldchen. Sie werden dich umbringen!"

„Zeig mir den Weg", bat Pjotr. Er wollte sich selbst davon überzeugen, um dem Stab zu berichten.

Der Bauer hatte die Wahrheit gesprochen. Zwei Stunden später rückte General Langeron mit über zwanzigtausend Russen an. Die Infanterie begann den Angriff. Wiederitzsch, eine halbe Stunde Weg von Möckern entfernt, war zum Schlachtfeld geworden. Obwohl hier nur ein geringer Teil von Marmonts Truppen stand, tobte der Kampf nicht minder heftig. Die Franzosen schienen zu wissen, daß sie den Preußen und Russen unter Blüchers Kommando eine Niederlage bereiten, oder sie wenigstens aufhalten mußten. Tapfer verteidigten sich die Franzosen. Doch die Übermacht wurde stärker. Russische Dragoner und Reitende Jäger wirbelten heran. Die Franzosen wendeten sich zur Flucht. Bis nach Eutritzsch liefen sie, von den Reitern verfolgt. Im Dorf ordneten sich die Franzosen jedoch wieder. Zur Überraschung der Russen machten sie kehrt und aus allen Gewehren feuernd, trieben sie die Russen zurück. Langeron formierte neue Sturmkolonnen. Von Möckern wehte der Wind den Schlachtlärm herüber. Das spornte die Russen an. Es hatte sich herumgesprochen, daß die Preußen drüben einen erbitterten Kampf auszufechten hatten. Fast lautlos stürzten sich die Russen auf den Feind. Pjotr reihte sich bei seinen Kosaken ein. Mit der flachen Säbelklinge trieben sie ihre Pferde an. Dann wirbelten die Klingen um die Köpfe und zischten zwischen die Feinde, die ihre Gewehre hochreckten, um nicht enthauptet zu werden.

Am späten Nachmittag war der Kampf entschieden, die Franzosen aus Wiederitzsch vertrieben, und nicht nur Marmonts Reserve geschlagen, sondern auch seine Flanke bedroht.

Marschall Marmont beobachtete von einem kleinen Hügel vor einem Gesindehaus das Hin- und Herwogen seiner Truppen. Aber noch



ein anderer verfolgte mit scharfen Augen die Schlacht. Der Schneider des Gutes, an beiden Beinen gelähmt und deswegen nicht mit nach Leipzig geflüchtet, hatte sich an dem kleinen Fenster seines Dachstübchens postiert und blickte auf das blutige Geschehen. Immer wieder betrachtete er die Pulverwagen, die zwischen seinem Haus und dem Marschall aufgefahren standen. Ein kühner Gedanke war ihm gekommen.

Plötzlich sprengte eine Ordonnanz heran. „Wiederitzsch ist gefallen!" meldete er mit lauter Stimme in den Lärm hinein. Im gleichen Augenblick verschwand der Kopf des Schneiders vom Fenster.

„Jetzt werd ich euch ein Feuerchen machen, ein Freudenfeuerchen", sprach er vor sich hin. Mühselig zog er sich in eine Ecke, wo das Dach defekt war und das Stroh vom Dach in die Stube ragte. Mit dem eisernen Schürhaken zerrte er ein Bund herunter. Vor Anstrengung keuchend, schleppte sich der Gelähmte zum Fenster. Gottseidank, der Marschall saß noch auf seinem



Kampf um Wiederitzsch. Tuschzeichnung von E. W. Straßberg.

Pferd. Bläulich züngelte ein Flämmchen an die Halme. Und dann flog ein lodernder Busch herab. Der Schneider klatschte in die Hände. „Vivat den Russen!"

Der Ruf mischte sich ein in den grellen Blitz, der vom Boden aufzuckte und die Wagen nacheinander zerfetzte. Weißgelb und rot schoß es zum Himmel, bis die Detonation plötzlich in sich zusammenfiel und eine unheimliche Stille folgte. Wo die französische Ordonnanz stand, lag jetzt zersplittertes Dachwerk des Gesindehauses. Von den meisten Trainsoldaten fehlte wie von den Pulverwagen jede Spur.

Marschall Marmont kam jedoch glücklich mit dem Leben davon, obwohl aus seiner Kleidung das frische Blut sickerte.

Endlich hatte Karl Ernst wieder die Landwehrmänner gefunden. Irgend etwas trieb ihn zu dem Schmiedegesellen mit der Deichsel zurück. „Warum blieben die Preußen immer am Dorfausgang stecken?" Diese Frage bohrte in dem Husaren. Die Antwort darauf wurde geradezu schicksalentscheidend. Karl Ernst hatte sich entschlossen, mit den Landwehrmännern mitzugehen.

Die Brauerei und der Turm waren inzwischen erobert, aber aus dem zur Hälfte noch brennenden Dorf spie es immer noch Blei und Tod. „Wir müssen an die Gehöfte einzeln heran", riet der Schmied. Nach mehrstündigem Gefecht führerlos — die Offiziere gefallen — folgten die Landwehrmänner dem riesenhaften Schmied von selbst. Sein Mut und seine Umsicht nötigten seinen Kameraden Respekt ab. In Haufen zu vierzig, fünfzig Mann sprangen die Soldaten an das nächste Haus heran. Wuchtig warf sich der Schmied gegen die Tür. Krachend sprang sie auf. Bajonett voran, drängte die Landwehr hinein.

Schreie drangen durch die zerschossenen Wände. Einzelne Franzosen sprangen zu den Fenstern hinaus.

Bei jedem Gehöft wiederholte sich das Gefecht Mann gegen Mann. Bis zum Dorfausgang kamen die Landwehrmänner. Dort empfing sie ver-

heerendes Artilleriefeuer. Marschall Marmont hatte als Artillerist seine fast hundert Geschütze in zwei Gruppen zusammengezogen. Dazu befahl er, mit Kartätschen zu schießen. Jedesmal, wenn die Preußen das freie Gelände gewinnen und Marmonts Batterien erstürmen wollten, flogen Tausende und aber Tausende Bleikugeln in die dichten Infanteriefronten.

Karl Ernst prägte sich den Standort der Kanonen ins Gedächtnis. Kavallerie mußte heran. Nur sie konnte die Wende bringen. Doch sie mußte schnell eingreifen.

Ein Trompetensignal gellte in die Luft. Eine Wolke von trommelnden Hufen stiebte auf die feindliche Infanterie. Säbel blitzten, Schüsse krachten, Rauchschwaden stiegen und nasse Oktobererde flog in Klumpen von den Hufen. Die Infanterie ward niedergehauen. Schon wurden sechs Kanonen erbeutet, da eilte für Napoleon kämpfende württembergische Reiterei in das Getümmel.

Aber auch preußische Verstärkung sprengte heran. Brandenburgische Ulanen und Landwehrreiter packten die Württemberger und schlugen sie. Das war die erste Bresche. Endlich! Wäre es nur um eine bessere Position für den Angriff auf die große Stadt gegangen, vielleicht hätte der eine — der großen Opfer wegen — auf den Sturm verzichtet und der andere den Besitz der wenigen Häuser preisgegeben. Aber Möckern, gleichgültig wie das Ringen ausging, bedeutete das Scheitern seines, wie Napoleon glaubte, alles entscheidenden Plans, der darin bestand, die Masse seiner Truppen auf die Hauptarmee des Gegners zu werfen und sie zu vernichten, ehe die anderen Armeen der Verbündeten eingreifen konnten.

Der Kampfgeist der Preußen hatte sich neu entzündet. Dazu verbreitete sich die Nachricht von den erfolgreichen Russen bei Wiederitzsch. „Hurra! Hurra!“ jubelte es über die Weite. „Vorwärts! Die Russen haben gesiegt!“ Der Ruf pflanzte sich fort bis zu den vor Marmonts Kanonen zurückweichenden Landwehrmännern. „Voran, Kameraden!“ Das war die Stimme des baumlangen Landwehrmannes. „Jetzt gilt's, das Letzte zu wagen!“

Sieben Reiterregimenter ballten sich zu einem galoppierenden Gewitter zusammen. Entsetzen ergriff die französischen Eliten, als die sich weit hinziehende Stellung in das stürmende Unwetter geriet. Was fliehen konnte, lief zurück, ballte sich zu einem dichten Haufen zusammen. Wild schossen die Franzosen heraus. Nicht minder wild schlugen und stachen die Reiter in das Gewühl hinein. Unter mächtigen Schlägen zerbrach der letzte Widerstand der Truppen Marmonts.

Karl Ernst wollte gerade General Yorck verlassen, um die Verfolgung der Franzosen zu beobachten, als Graf Brandenburg heransprengte und meldete: „Die Bataillone des linken Flügels haben alle Batterien genommen, der Feind ist total geschlagen!“

Der Husar glaubte, sein Herz bis an den Hals herauf schlagen zu hören. So war dieses mörderische Ringen doch nicht vergebens gewesen. Im Trab ritt er davon, bald seinen Fuchs zur Eile treibend. Doch schneller noch waren die Fliehenden und ihre Verfolger. Nur auf dem rechten Flügel zogen Marmonts Vierecke geordnet zurück. Von Möckern her hetzte alles in wilder Flucht. Krampfhaft versuchten die Infanteristen, einen Steigbügel oder eine Schabracke der Reiter festzuhalten, um schneller laufen zu können. Karl Ernst erreichte die ersten Häuser von Gohlis. Weit hinten auf der Wachstuchbleiche sah er die Flüchtenden. Andere flohen in das rechts liegende Rosental, zerrten Wagen in die Elster, um an das jenseitige Ufer zu gelangen. Zu stark saß ihnen der Schrecken in der Seele. Wieder, wie schon an der Katzbach und an anderen Orten, hatten sie gemerkt, wie gefährlich ihnen dieser Gegner war.

Es wurde dunkel. Der 16. Oktober 1813 neigte sich seinem Ende zu. Der Husar Karl Ernst war allmählich zu der Erkenntnis gelangt, daß die Suche nach dem Kosaken auf dem Schlachtfelde in dem weiten Feld zwischen vier Ortschaften vergeblich bleiben mußte. Lebte er noch, so würden sie sich bestimmt beim Stab treffen. Karl Ernst ritt im Schritt. Sein Weg führte ihn durch die Biwaks der schlachtmüden Soldaten. Wo er länger verweilte, stellte er fest, daß nur noch etwa die Hälfte von Yorcks Soldaten lebte. Siebentausend gaben in dieser Schlacht ihr Blut.

Der Abend danach zeichnete eine gespenstige Szenerie.

Sturm war aufgekommen und zerrte an den Bäumen und Sträuchern. Die Flammen der brennenden Gehöfte schossen funkensprühend zum Himmel. Vor diesem Hintergrund erschienen die Soldaten wie schattenhafte Schemen. Einige sammelten zerbrochene Räder, die Holzteile der Gewehre und zerfetzte Sättel, um ein Feuer anzuzünden. Andere schöpften aus den Regenpfützen Wasser, um es abzukochen.

Auch Karl Ernst spürte, wie ihm die rauhe Nässe auf die Haut drang. Er band den Mantel auf und legte ihn um die Schultern. Lange ritt er so. Er dachte an den nächsten Tag, der wieder eine Schlacht bringen würde, und immer wieder, bis Napoleon aus Deutschland vertrieben war. Und immer wieder würde man sich die Frage stellen, ob man den nächsten Tag und den Freund wiedersah. Der Fuchs wurde unruhig, wollte dem Zügel nicht gehorchen. Plötzlich schnaubte ein Pferd hinter dem Husaren. Die Hand fuhr zum Säbel. Karl Ernst wandte sich um.

„Pjotr!“

„Bruder!“

Der von vorn kommende Sturm hatte den Kosaken unhörbar herankommen lassen. Pjotr Michailowitsch bekreuzigte sich und küßte den Husaren. Der Husar reichte ihm seinen Säbel zurück.

„Danke!“

„Nix Danke. Du behalten. Wir Waffenbrüder.“

Schweigend ritten sie nebeneinander her.



Angesichts der jungen Dame ist doch die Verbotsreklame eine reine Quälerei . . . Finden Sie denn was dabei?

Tierpark-Plaudereien



Auch bei weißen
Papageien
ist das Füttern
zu verzeihen,
ob man nu
ein Kaka-Du wagt
oder lie-
ber Kaka-Sie sagt.

Anders ist es schon
beim Küssen,
denn man fragt, ob die
das müssen . . .?
Zur Besuchszeit
treibt man eben
kein so loses
Liebesleben!

Oder
(falls man animalisch)
darf man dann
so unmoralisch . . .?
Was sich die da
auf den Bänken
wohl in solchen
Fällen denken?

Weil der Storch
kein irrealer
Teufel-an-die-
Wände-Maler
ist . . . so frage
ich Sie hier:
Wie verhält sich
jetzt das Tier?

Da es
(sagte Adebar)
schon von eh und je
so war,
hat die kleine
Nichtigkeit
sicher ihre
Richtigkeit.

Daß er
in die Beine sticht,
glaubt er doch
alleine nicht . . .
Irgendwas
ist nicht ganz klar
in bezug
auf Adebar!

Ein paar Fragen
sind noch offen:
Darf man (falls man dürfte)
hoffen,
daß sie
nach dem Zug gen Süden
in der Beinarbeit
ermüden?

Und (falls ja)
fragt man nicht minder
lustgehemmt:
Sind denn die Kinder
etwa
(Beistrich, Komma) . . .
sind sie Urprodukt
vom Sommer?

Unser
Bildgeschichtenpärchen
glaubt mitnichten
noch an Märchen . . .
(Aber irgendwo
und -wann
ist vielleicht
da doch was dr[illegible]?!)

K Sex



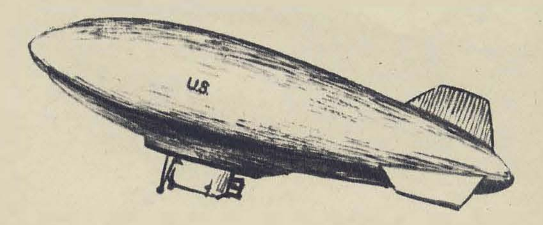
MILITÄRTECHNISCHE Umschau

SM-2, neuer polnischer Hubschrauber

Der bewährte sowjetische Hubschrauber Mi-1, der in Volkspolen in Lizenz gebaut wird und die Bezeichnung SM-1 hat, wurde zum SM-2 weiterentwickelt. Die taktisch-technischen Daten lauten: Länge – 16,95 m, Höhe – 3,30 m, Rumpfbreite – 1,60 m. Der Rotor hat einen Durchmesser von 14, 3 m. Die Flugmasse beträgt 2440 kg. Nutzmasse: 625 kg. Die Höchstgeschwindigkeit in 2000 m Höhe beträgt 160 km/h. Bei schrägem Steigflug erreicht der SM-2 eine Gipfelhöhe von 4000 m. Seine Reichweite liegt bei 350 km (mit Zusatztanks 450 km).

Zeppelin 1963?

Die USA tragen sich mit der Absicht, die Marine-Luftschiffahrt wieder ins Leben zu rufen. Die aus dem zweiten Weltkrieg bekannten „Blimps" sollen als U-Boot-Jäger und im Frühwarndienst eingesetzt werden. Auch zum Transport der kosmischen Raketen von der Produktionsstätte zum Startplatz sollen diese Starrluftschiffe Verwendung finden. Es ist vorgesehen ein Luftschiff von 170 m Länge mit einem Fassungsvermögen von 140 000 m³ zu bauen.





Der erste flugsichere Hubschrauber

Wenn auch im Gegensatz zum Flugzeug der Hubschrauber ein verhältnismäßig junges Luftfahrzeug ist, so ist doch seine Idee ebenso alt wie der Traum vom Fliegen. Es gab sehr viele Versuche, einen Hubschrauber zum Fliegen zu bringen, aber bis zur wirklichen Einsatzreife war es ein weiter Weg.

In den zwanziger und dreißiger Jahren beschäftigte man sich in Spanien, Frankreich, Ungarn, Italien, Belgien und in der Sowjetunion intensiv mit der Hubschrauberentwicklung. Es wurden auch Anfangserfolge erzielt, doch traten ernsthafte Mängel in der Flugstabilität und Steuerbarkeit auf, und selbst von erfahrenen Flugzeugführern wurde viel verlangt, um solch ein Fluggerät zu steuern.

Nach genauer Erforschung der Probleme der Drehflügelflugzeuge seit 1934 entstand bei Focke der erste wirklich betriebsreife und flugsichere Hubschrauber, der sofort sämtliche Hubschrauberrekorde eroberte.

Es war der Hubschrauber FW-61, dessen Auftrieb durch zwei gegenläufige Rotoren erzeugt wurde, die gleichzeitig das Drehmoment ausschalteten. Die Steuerung erfolgte durch Verstellung der Einstellwinkel der Rotorblätter. Bei Ausfall des Motors kuppelten die Hubschrauben aus und gingen durch Veränderung des Einstellwinkels in Autorotation über. Nach gründlicher Untersuchung am Modell, im Windkanal und Erprobungen von Konstruktionseinzelheiten wurde der flugfähige Hubschrauber gebaut. Das war 1937 (Anno Tobak klingt vielleicht etwas verwunderlich; allein, gemessen am heutigen Stand der Hubschrauber hat es seine Berechtigung.)

Es folgten Probeflüge in gefesseltem Zustand und mit abgestelltem Motor. In der Folgezeit wurden alle bestehenden Hubschrauberrekorde gebrochen und folgende Bestleistungen erzielt:

Höhe: 3427 m, Flugdauer: 1 Stunde 20'50", Geschwindigkeit: 122,5 km/h, Entfernung 230,2 km.

Bei einer Startmasse von 950 kg betrug die Motorleistung 160 PS. Benutzt wurde der Rumpf des Sportflugzeuges FW-44 „Stieglitz". Die Rotoren waren seitlich angeordnet, der Motor befand sich in der Rumpfspitze: Kupplung und Verteilergetriebe befanden sich hinter dem Motor, der durch eine Gebläseluftschraube gekühlt wurde. Wenn sich auch wegen vorhandener aerodynamischer Nachteile dieses System nicht durchgesetzt hat, so trug dieser Hubschrauber doch wesentlich zur Verwirklichung der Idee vom leistungsfähigen und flugsicheren Hubschrauber bei.



W. K.

Aufblasbare Unterkünfte

Das Forschungsinstitut der tschechoslowakischen Bauindustrie erprobt ein neues Verfahren, schnell und ohne großen Aufwand Unterkünfte, Lagerhallen bzw. Garagen zu errichten. Kunststoffschläuche werden dafür unter einem Druck von 0,5 at aufgeblasen und als Gerippe montiert. Über dieses Gerüst werden dann Planen gespannt, die mit Fenstern, Türen usw. versehen sind. Diese aufblasbaren „Gebäude" sind sehr raumsparend beim Transport und können in zusammengelegtem Zustand leicht gelagert werden.

Abwurf ohne Fallschirm

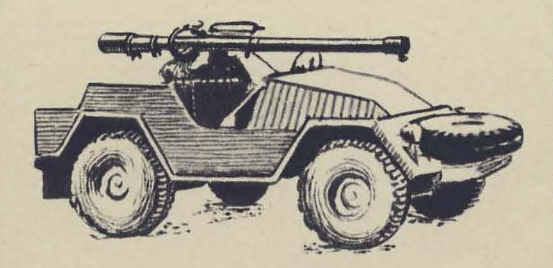
Weitere Versuche, Lasten ohne Fallschirm abzuwerfen, sind in der Sowjetunion erfolgreich verlaufen. Für diese Versuche wurde ein von Ing. N. Antruschin konstruierter Behälter verwendet, der Lasten bis zu 1000 kg Masse aufnimmt. Der Behälter ist mit zahlreichen aufblasbaren Ringen umgeben, die als Stoßdämpfer und Schwimmringe wirken. Versuchstiere und Glasgegenstände überstanden den Abwurf ohne jeden Schaden.

Gelenkte „Mosquito"

Für die Panzerabwehr der italienischen Armee produziert die Firma Contraves Italiana SpA neben anderen Waffen auch die drahtgelenkte Panzerabwehrrakete „Mosquito". Diese Rakete hat einen zweistufigen Feststofftreibsatz, der dem Projektil eine max. Geschwindigkeit von 94 m/s verleiht. Die Reichweite liegt bei etwa 2000 Metern.

Kaliber 90 mm

Die schwedische Rüstungsindustrie brachte unter anderen Neuentwicklungen dieses 90 mm rückstoßfreie Geschütz heraus, das sowohl auf eigener Lafette, als auch auf dem hier gezeigten 0,25-Mp-LKW transportiert werden kann. Das Geschütz soll eine Reichweite bis zu 1000 Metern haben.



Buchecke

„Standort unbekannt" hieß der Film, der am Sonnabend im Klub gezeigt wurde. Erschüttert hatten mich die Szenen, in denen der unbewaffnete sowjetische Tanker durch deutsche Bomber angegriffen wurde und sich nicht wehren konnte. Nur dem Mut und dem Geschick des Rudergängers war es zu verdanken, daß keine Bombe das Schiff traf.

Schon immer hatte ich mich dafür interessiert, mit welchen Mitteln und Methoden Schiffe von Flugzeugen angegriffen werden, und wie diese sich dagegen wehren. Angeregt durch den Film kam ich mit diesem Problem wieder in Berührung. Dabei, so überlegte ich, muß doch sicher ein Unterschied zwischen der Luftabwehr von damals und der heutigen, gegen wesentlich schnellere Flugzeuge bestehen.

Vor einigen Tagen entdeckte ich in einer Buchhandlung eine Broschüre, die Antwort auf die mich interessierenden Fragen geben konnte. Das Büchlein aus dem Deutschen Militärverlag erklärt die verschiedenen Arten des Einsatzes von Luftkampfmitteln gegen Seeziele, Aufgaben und Gliederung der Ausrüstung von Schiffen zur Luftabwehr – Flakartillerie, Feuerleitgeräte und Fla-Raketen. Genannt werden auch die Angriffsarten gegen Seeziele und Feuerarten der Schiffe. Besonders gefällt mir dabei, daß viele Bilder und Zeichnungen die Darlegungen vervollständigen.

Durch die eingehenden Erläuterungen des Einsatzes der Fla-Raketen von Schiffen wurden auch meine Unklarheiten beseitigt, wie Angriffe von Flugzeugen heute abgewehrt werden.

Am Beispiel verschiedener Raketen wurden mir die Lenksysteme klar. Angaben über im Einsatz befindliche Fla-Raketen auf Schiffen vervollständigen dieses Kapitel.

Besonders interessant fand ich den Abschnitt, der sich mit Kriegserfahrungen im Einsatz von Luftkampfmitteln befaßt.

Dabei wird besonders das notwendige Zusammenwirken von Luftstreitkräften und Fla-Waffen zur erfolgreichen Deckung der Schiffe herausgearbeitet.

Als typisches Beispiel der Ausnutzung des Überraschungsmomentes wird der Luftangriff der Japaner gegen den amerikanischen Stützpunkt Pearl Harbour dargestellt.

Abschließend informiert die Broschüre eingehend über die Organisation der Luftabwehr auf Kriegsschiffen unter Bedingungen des modernen Krieges. Besonders interessant ist die Behandlung der Probleme zur Abwehr von Raketen.

Insgesamt gesehen eine aufschlußreiche Arbeit. *Wilfried Kopenhagen*

Morosow: „Luftabwehr der Schiffe" DMV Berlin 1963, 118 Seiten, 41 Abbildungen, DM 2,50.



Möchten Sie 100 JAHRE später geboren sein?

Dank Christa Wolf!

„Der geteilte Himmel", ihre vieldiskutierte Erzählung, gab mir das Stichwort zu dieser Umfrage. Genauer gesagt jene Passage in den Überlegungen der Rita Seidel:

„... ehe er es mir sagte, kam ich nie auf die Idee, daß wir in eine ungünstige Zeit hineingeboren seien. Er dachte sich manchmal Verwandlungen aus: Hundert Jahre früher wollte er leben, oder hundert Jahre später. Ich spielte dieses Spiel nie mit, und er warf mir Mangel an Phantasie vor ..."

Rita hatte ihren Grund, sich nicht weiter darauf einzulassen.

Doch warum sollte man nicht einmal ...? Ich denk, es könnte auch seinen Reiz haben, dergestalt die Gedanken schweifen zu lassen. Außerdem: Muß es immer nur ein Spiel sein — unwirklich, weltfremd, beziehungslos zu unserer Zeit, ein Spiel um des Spiels willen?

Also, wie ist's: Möchten Sie 100 Jahre später geboren sein?

Wenn's ginge, schon

„Gegenfrage: Wie läßt sich das am besten bewerkstelligen?", will Matrose Horst Korzalla (19) wissen. Leider muß ich ihm die Antwort schuldig bleiben: in Biologie war ich immer schon schwach. So gesteht er: „Wenn's ginge, würde ich schon ganz gern 100 Jahre später leben wollen."

Zustimmung auch von Unteroffizier Hans-Georg Broda (21) — „weil ich Optimist bin", wie er erklärt. Wachtmeister Andreas Solitor (22) begründet sein Ja wie folgt: „Tausend Sorgen, die man heute noch hat und mit denen man sich herumschlagen muß, werden dann vergessen sein."

„Mich würde interessieren, wie die Menschen im 21. Jahrhundert leben", meint Offiziersschüler Detlef Schneider (20). Und Unteroffizier Lothar von Känel möchte statt vor zwanzig erst in achtzig Jahren geboren sein, um zu sehen, „ob sich die Theorien von Marx, Engels und Lenin tatsächlich in der ganzen Welt durchgesetzt haben."

Ferienscheck zum Mond

„Keine Angst, sie werden sich durchgesetzt haben — in Westdeutschland ebenso wie in den USA", erwidert Obermaat Hans-Werner Meißner (22). „Hundert Jahre weiter, und die ganze Welt steht an der Schwelle des Kommunismus", meint Unteroffizier Joachim Kirschling (20). Soldat Gerhard Lau (21) kleidet seine Vorstellungen in die Worte: „Alles Schöne und Gute wird allen Menschen gehören, jeder wird davon Nutzen haben, und die gesamte Menschheit wird sein wie eine große, einträchtige Familie."

Es wird eine Lust sein, zu leben — mit dem „Ferienscheck zum Mond", wie Kanonier Klaus Rott (18) schwärmt, „glücklich, sorgenfrei und zufrieden", wie Gefreiter Bernd Ackermann (22) betont, und mit „einem sehr hohen Lebensstandard", wie Flieger Bernd Sternahl (21) hervorhebt. Was Funker Roger Grimm (19) zu dem Stoßseufzer bewegt: „Konnte ich nicht 100 Jahre später geboren werden?"

Welch eine verlockende Frage!

„Ja, leider kann man sich das Jahrhundert nun mal nicht aussuchen, in dem man leben möchte", sinniert Stabsgefreiter Reiner Siebert (21).

Trotzdem:

„Welch' eine verlockende Frage!", wirft Max Sefrin, Stellvertreter des Vorsitzenden des Ministerrats und Minister für Gesundheitswesen, ein. „Hundert Jahre weiter heißt doch: Kommunismus! Heute weiß fast jedes Schulkind, was das bedeutet. Und dennoch: Ich bin froh, in dieser, unserer Zeit zu leben, sind wir doch Zeugen einer gigantischen Umwälzung. Und das wichtigste ist, wir sind aktive Helfer in diesem historischen Prozeß! Vielleicht sagen die Menschen in 100 Jahren einmal mit etwas ‚Neid': ‚Ja, damals, die

Schon spricht über uns voll Anerkennung die Gegenwart, aber kommende Geschlechter werden uns beneiden und von uns sagen: Sie waren die Bahnbrecher und Grundsteinleger des neuen Deutschlands. Sie haben auf den Barrikaden des Lebens gekämpft und ihre Kraft nicht geschont, und die Geschichte hat sie belohnt: denn sie haben den Sozialismus in Mitteleuropa errichtet.

Professor ALBERT NORDEN

Wir sind der Meinung, daß es niemandem gleichgültig sein kann, unter welchen Verhältnissen, wofür und mit welchem Ziel er arbeitet. Bei Gleichgültigkeit kommt niemals etwas Gutes heraus. Nur wer ein gutes Ziel vor Augen hat, nämlich das Ziel des friedlichen und sozialistischen Deutschlands, nur wer mithilft, den ersten deutschen Friedensstaat zu stärken, kann in Ehren bestehen.

WALTER ULBRICHT

Wer nicht einen hohen Sinn in seinem eigenen Leben und im Leben jedes einzelnen Menschen zu erkennen vermag, der endet im Stumpfsinn. Und Stumpfsinn, Apathie und Zynismus sind heute am allerwenigsten brauchbar, wo wir vor der größten Aufgabe unserer Geschichte stehen.

JOHANNES R. BECHER

haben diese weltbewegende Zeit erleben dürfen, die waren dabei, als die eigentlichen Voraussetzungen für unser heutiges friedliches und glückliches Leben geschaffen wurden!' Darum bin ich stolz, in unserer Zeit zu leben und an dieser Entwicklung aktiv mitzuhelfen."

In diese Zeit sind wir hineingeboren

Und Sie, lieber Leser?

Was gefällt Ihnen, was begeistert Sie an der Zeit, in der wir leben?

„So viel, daß es schwer ist, alles aufzuführen", antwortet Soldat Manfred Selinkowski (20) – „die Dramatik des weltweiten Kampfes um Frieden und Abrüstung, das Programm der Partei für den umfassenden Aufbau des Sozialismus, das beharrliche Ringen um jeden Menschen, unser Streben nach höchster Gefechtsbereitschaft, die Perspektiven meiner Generation . . ." Gefreiter Bernd Häntzschel (21): „Mich begeistern vor allem die Fortschritte in der Technik und beim sozialistischen Aufbau unserer Republik." „Und da besonders, daß die Qualifizierung und Entwicklung bei uns keine Frage des Geldes ist", ergänzt Unteroffizier Gerhard Volkmann (25). „Jeder hat eine gesicherte Existenz bei uns", fügt Soldat Karl-Heinz Schulz (23) hinzu. „Außerdem", bemerkt Gefreiter Lutz Bergmann (20), „ist bei uns, ob nun im Betrieb oder in der Armee, nicht der eine des anderen Deibel. Einer hilft dem anderen, sorgt und kümmert sich um ihn. In dieser Art menschlicher Gemeinschaft ist das Leben lebenswert."

Alles andere ist Spinne . . .

„Ehrlich", betont Funker Gerd Ide (23), „mir gefällt unsere Zeit, weil es eine entscheidungsreiche Zeit ist. Wir, die wir heute leben, bestimmen in weit stärkerem Maße als je Generationen zuvor den künftigen Verlauf der Menschheitsgeschichte. Von unseren Taten hängt das Schicksal kommender Geschlechter ab; ob sie nämlich auf einer atomzertrümmerten Erde völlig neu beginnen müssen oder aber das von uns errichtete Haus weiter ausbauen können."

„Alles andere ist Spinne", stimmt ihm Maat Frank Wollny (21) zu. Soldat Ludwig Gollnik (23) erklärt das wie folgt: „Würde ich hundert Jahre später leben wollen, dann müßte ich mein jetziges Leben, meinen Beruf und alle Freunde verneinen!"

Das aber wollen die meisten Genossen nicht. Unteroffizier Tibor Hajdu (20), weil er das Leben „interessant" findet; Stabsmatrose d. R. Helmut Machner (24), weil er glaubt, daß „alle Fragen, die das heutige Leben so reizvoll machen, in 100 Jahren geklärt sind"; Feldwebel Horst Richter (23), weil er „dann nicht den Start der ersten Weltraumschiffe hätte miterleben können"; Stabsgefreiter d. R. Rolf Georgi (27), weil sich der Sinn seines Lebens „bereits heute erfüllt" und ihm die Tätigkeit als „Ingenieur und Jugendfunktionär" Spaß macht; Unteroffizier Rainer Kochzius (20), weil sich „alles unaufhaltsam entwickelt" und wir „in nicht allzuferner Zeit den endgültigen Sieg des Sozialismus feiern werden".

Flucht vor der Verantwortung?

Hören wir, wie Horst Schumann – 1. Sekretär des Zentralrates der FDJ und Mitglied des Staatsrates der DDR – das durch meine Frage aufgeworfene Problem beurteilt.

Er gibt zunächst folgendes zu bedenken: „Wäre das Bejahen dieser Frage nicht eine Flucht vor der Verantwortung, die jeder vor seinem Volk, seinem Staat und seiner Familie, die jeder an

„O weh, die Frage hat gerade für eine neugierige Frau etwas sehr Verführerisches an sich", gesteht die bekannte Filmschauspielerin Dietlinde Greiff. „Mich würde zum Beispiel brennend interessieren, wie es in 100 Jahren auf unserer Mutter Erde aussieht. Dennoch bindet mich soviel an unsere Gegenwart, daß ich sage: Nein, ich möchte mein Leben im 20. Jahrhundert und in unserer Republik nicht missen und es auch nicht gegen etwas anderes eintauschen."



seinem Platz zu tragen hat? Zweifellos, das wäre es. Und eben deshalb arbeite ich heute so, daß die hundert Jahre später Geborenen im Kommunismus leben werden. Jede Zeit ist voller Dramatik und Dynamik. Unsere Zeit, die Epoche des Sozialismus, ganz besonders. Denn wir haben eine besonders große Verantwortung für die Erhaltung des Friedens, den umfassenden Aufbau des Sozialismus und die Durchsetzung der friedlichen Koexistenz. Wir haben unsere sozialistische Republik, die in diesen Tagen vierzehn Jahre alt wird, gebaut, und werden sie weiter festigen."

Kein Tausch 1963 gegen 2063

„Bei den Volkswahlen", fährt Horst Schumann fort, „werden wir dieser, unserer sozialistischen Republik und ihrer Friedenspolitik die Stimme geben. In unseren Kindern und Enkeln haben wir Zeugen dafür, daß unser heutiges Wirken von Erfolg gekrönt sein wird. Und sie werden einst von uns, den aktiven Kämpfern heute, mit Achtung sprechen."

Eben deswegen möchte auch Soldat Helmut Munkelt (22) das Jahr 1963 nicht gegen 2063 eintauschen, denn „ein glückliches Leben für die gesamte Menschheit zu sichern, halte ich für die edelste Sache der Welt."

Dafür steht auch Unteroffizier Horst Lehmann (22) an der Staatsgrenze West auf Posten. Am 20. Oktober 1963 geht er zum erstenmal zur Volkskammerwahl. Und er sagt: „Ich weiß, was ich unserem Arbeiter-und-Bauern-Staat zu verdanken habe. Die Republik ist für alle da, und deswegen sind alle für die Republik. Ich bekunde das durch meinen Grenzdienst und durch meine Stimmabgabe!"

Der Gegenwart bin ich zutiefst verbunden

Gute Taten — wir alle legen sie auf den Tisch unserer Republik, als Zeugnis, daß wir unserer sozialistischen Gegenwart tief verbunden sind.

Unteroffiziersschüler Hans-Jürgen Lüders (19) tut es durch fleißiges Lernen, denn: „Ich bin stolz darauf, jetzt und hier zu leben und als Soldat der Nationalen Volksarmee mein Vaterland zu schützen."

Funker Bernd Rieser (24) tut es durch den Erwerb des Klassifizierungsabzeichens, denn: „Ich leiste damit einen kleinen Beitrag zur Sicherung des Friedens, der vordringlichsten Aufgabe unserer Zeit."

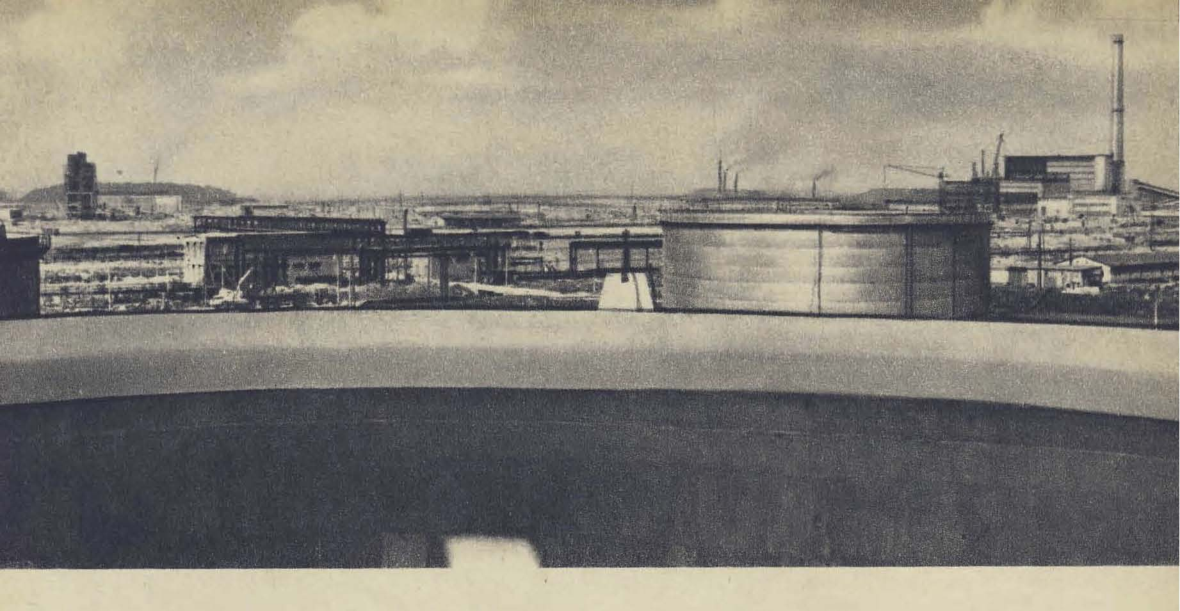
Unteroffizier Helmut Grabski (21) tut es durch seine kämpferische Teilnahme am sozialistischen Wettbewerb, denn: „Ich bin froh und glücklich über die sozialistische Perspektive unserer Republik, weil wir damit auch den nachfolgenden Generationen den Weg in eine leuchtende Zukunft ebnen."

Setzen wir den Schlußpunkt mit dem letzten Vers aus einem Gedicht Joachim Rähmers, auf das mich Stabsmatrose Dieter Biegel (20) hinwies, weil es eine zusammenfassende Quintessenz dessen darstellt, worum es hier ging:

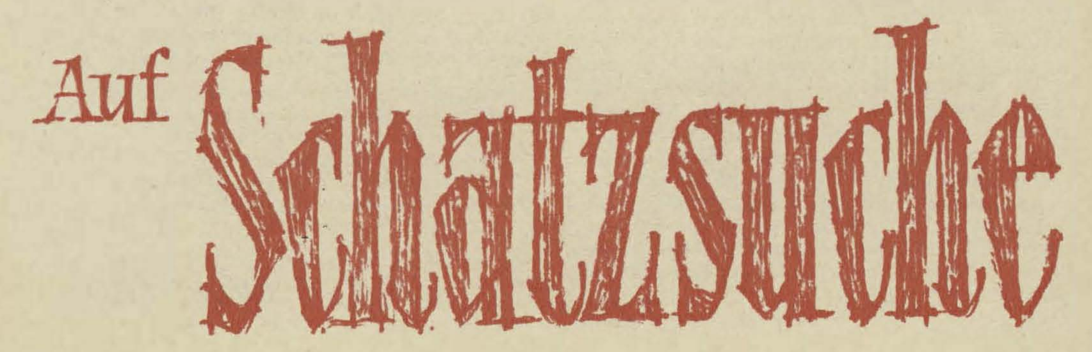
Der Gegenwart bin ich zutiefst verbunden.
Ich habe einen Weg zu mir gefunden.
Ich gehe ihn, bin ganz dazu bereit,
und weiß, der Weg ist noch unendlich weit.
So bin ich fest der Gegenwart verschworen.
In diese Zeit bin ich hineingeboren.

Ihr

Karl Helmut Freitag



Wir fahren über eine staubige Betonstraße. Sie gehört zu einer der größten Baustellen, die es bei uns gibt.
„Was glauben Sie, wie lange Sie von einem Werksende zum anderen laufen müßten?" fragt der Meister, der uns begleitet.
„Eine halbe Stunde?"
„Dann müssen Sie sich aber beeilen!"
Wir probieren's nicht. Wir fahren lieber. Und hier in Leuna II fährt ja alles. Mit Moped, Motorrad, LKW, Dumper, Autobus. Manche fahren mit Dumper sogar zum Mittagessen, und den, der keine privaten Pferdestärken besitzt, erwartet abends der Autobus nicht vor dem „Werkstor", sondern in der Nähe der Bude, wo man sich umzieht.
Fast verschwindet plötzlich unser PKW in einer Staubwolke. Ein Dumper hat sie hinter sich aufgeworfen.
„Das ist ein Boden hier!" Unser Begleiter schüttelt bei seinen Worten den Kopf, als ob er sich noch immer über diese schwer definierbare Mischung von Lehm und Wüstensand wundert. „Und dabei ist der Staub noch das Beste. Lassen Sie es mal tüchtig regnen, oder lieber nicht. Denn sonst wäre abseits der Betonstraßen ein fast undurchdringlicher Morast. Aber am schlimmsten hatten wir es in diesem Winter."
Ein und einen halben Meter tief war der Boden gefroren. Pioniere der Armee mußten heran und ihn aufsprengen.
„Heut' aber kann ein Einäugiger den Fortschritt auf unserer Baustelle erkennen", meint unser Begleiter. „Bis zum Tag der Republik werden wir dem Plan 2 Tage voraus sein. Zu den Wahlen werden es vielleicht 3 Tage sein. Das ist kein Pappenstiel. Jeder Tag, den Leuna II früher die Produktion aufnimmt, bedeutet 6 Millionen Mark für die Republik. Und dabei hinkten wir 44 Tage hinter dem Plan her, als wir aus dem Winter kamen."
Einer, der im Winter schon dabei war, ist Herbert Ramm, genannt Bummi. Er ist 24 Jahre alt, ehemaliger Hundeführer bei den Grenztruppen, Dumperfahrer. Mit seinem an beiden Seiten hochgeklappten Filzhut und der umgekehrten Bierflasche im rechten Gummistiefel erinnert er ein bißchen an die Goldgräber im „Wilden Westen". Und rauhe Sitten hat er auch. Die Geschichte, die er über einen Kumpel erzählt, hätte die eigene sein können.
Der Kumpel fuhr auch immer schneller, als die Werkpolizei erlaubte, und sollte endlich auf frischer Tat ertappt werden. Deshalb fuhr ein Werkpolizist hinter ihm her, so dicht, daß er hinter der Wanne des Dumpers verborgen war. Aber der Kumpel hatte gesehen, wie er sich anschlich



Als sie an ein Schlagloch kamen, stieg er plötzlich auf die Klötzer, d. h. er bremste stark. Der Verfolger holte sich eine Beule.

Bummi ist aus demselben Holz geschnitzt. Damals, als das Eis fast kniehoch zwischen den Gleisen stand, die Last des Schnees die Telegrafendrähte riß und die Masten brach, brauchten die Leuna-Werke mehr Dampf, also mehr Kohle. Aber die war in den Waggons festgefroren. Sie mußte mit Hacken und Stocherstangen gelockert werden. Die dreifache Zahl Arbeiter war nötig. So wurden Bummi und die anderen an einem Sonnabend in die Kohleentladung geschickt. „Wir hatten gerade Geld bekommen. Die meisten wollten es übers Wochenende nach Hause bringen.“ Und der Meister in der Kohle hielt in den ersten Tagen drei Schritt Abstand. Es hatte da mal Streit gegeben. Einer hatte einem anderen „eine aufs Freßbrett gezimmert“. Ihre Disziplinlosigkeit war berüchtigt. Doch heute sagt Meister Eckert, und wen man sonst noch in der Kohleentladung befragt: Aber sie haben tüchtig geklopft und gestochert. Und über Bummi: Er war immer hilfsbereit.

Zu dieser Zeit war Werner Sämisch erst im Werk aufgetaucht, untersetzt, Stabsgefreiter der Grenztruppen a. D. Aus einer GST-Kreisleitung kam er, mit einem FDJ-Aufgebot, als Dumperfahrer, für die „Dauer der Frostperiode“.

Das Frühjahr kam und die Bezirkszeitung nannte die Dumperfahrer sogar „Henker auf Prothesen“, die nur eine Devise kennen: „Steifes Bein und durch.“ Bummi und seine Freunde sahen vor allem die andere Seite der Medaille: Die Fahrer müßten sich qualifizieren können. Winnetou, sein besonderer Freund, meinte: „Die Maschinen werden nicht richtig generalüberholt, und die Fahrer wechseln zu häufig. Man müßte Jugendbesatzungen bilden.“ Bummi legte in dieser Zeit seine Prüfung als Berufskraftfahrer ab, am anderen Ende des Werkes aber entstand bereits eine Jugendbrigade, und ihr Organisator wurde ihr Brigadier: Werner Sämisch, der „für die Dauer der Frostperiode“ hergekommen war.



Zwei Volkskammerkandidaten, Walter Ulbricht und der 25jährige Bauleiter vom Rohrbrückenbau in Leuna II, Schliephake. Als Walter Ulbricht im April hier weilte, sagte er: „Was nützt es uns, wenn die Arbeiter die schönsten Pläne nicht kennen!“

Eine Sparbüchse der Republik

Name: Leuna II
Kosten: 835 Millionen Mark, die sich bei voller Auslastung in 5 Jahren amortisieren.
Bedeutung: erstes Zentrum der Petrolchemie in der DDR, d. h. der Erzeugung von Chemikalien aus Erdöl.
Haupterzeugnisse: Äthylen, Hochdruckpolyäthylen und Caprolaktam.
Verwendung des Polyäthylen: Verpackungsfolien, Folien für Witterungsschutz in Landwirtschaft und Bauwesen, als Spritzguß für Kanister, Eimer usw., zur Kabelisolation, als Rohre, als Kunststoff für Buchsen, Zahnräder usw. Polyäthylen und PVC sind gegenwärtig die beiden wichtigsten Plaste. Das Polyäthylen hat das PVC im Weltmaßstab bereits überflügelt.
Verwendung des Caprolaktam: Ausgangsrohstoff für die Dederonproduktion und damit Voraussetzung für die volle Inbetriebnahme des Kunstfaserwerkes Guben; die Jahresproduktion von Leuna II reicht für 600 Millionen Paar nahtloser Damenstrümpfe.
Tägliche Gesamtproduktion: 1,5 Millionen Mark; sie wachsen in der weiterverarbeitenden Industrie auf 10 Millionen Mark.
1000-DM-Brutto-Produktion: Im Bergbau in 103 Arbeitsstunden, in der Chemie gegenwärtig 29 Stunden.
Jahresproduktion eines Arbeiters: gegenwärtig in der Chemie durchschnittlich 50 000 bis 60 000 Mark, in Zukunft in Leuna II 300 000 Mark.
Größe der Baustelle: 200 ha.
Bewegte Erdmassen: 2 Millionen Kubikmeter.
Länge der Straßen: 16 Kilometer Länge bei 6 Meter Breite.
Länge des Eisenbahnnetzes: 23 Kilometer.
Länge der Rohrbrücken: 9 Kilometer mit 4000 Tonnen Stahl.
Gesamtlänge der Rohrleitungen auf den Rohrbrücken: 200 Kilometer, 600 Tonnen Stahl, größter Durchmesser 800 mm.
Gesamtlänge der Rohrleitungen unter der Erde: 28 Kilometer, 5400 Tonnen Stahl, größter Durchmesser 1200 mm.
Gesamtlänge der Kabel: 28 Kilometer 30-kV-Kabel, 22 Kilometer 6-kV-Kabel.
1. Ausbaustufe (in Betrieb nach 1964): Benzinspaltanlage, Gastrennanlage, Hochdruckpolyäthylenanlage, Kraftwerk, wichtige Nebenanlagen wie Tanklager.
2. Ausbaustufe: Phenolsynthese, Caprolaktamanlage, Benzinspalt- und Gastrennanlage.

Inzwischen ist es September geworden. Ein Baggerfahrer aus Bummis Brigade hat an der Waage die Telefonleitung mitgenommen. Auf den wütenden Protest des Waagemeisters winkt er nur lässig mit der Hand. Gleichgültigkeit oder Trotz, den bereits eingesehenen Fehler zuzugeben? Die vermeidbaren Schäden sind jedenfalls insgesamt geringer geworden. Bummi selbst erleben wir schimpfend, mit einem Zettel in der Hand, einer Anweisung für die leistungsgerechte Einschätzung der Arbeit der Großgerätefahrer. Auch bisher gab es für Fehlstunden und schlechte Wartung Lohnabzüge. Aber das wurde über den Daumen gepeilt. Die neue Anweisung schadet niemanden, höchstens dem Schluderer, aber sie gibt klare Maßstäbe. Doch niemand hat der Brigade das erklärt. Und so schimpfen sie: „Da haben sich die Herren Angestellten wieder was einfallen lassen." Und Bummi ist unter den lautesten. Einer der Leitenden in diesem Abchnitt will die Unterlassungssünde einfach nicht zugeben. Und er sagt sogar: „Hat denn der Staatsrat vor dem 13. August seine Maßnahmen bekanntgegeben?" Da bleibt einem die Spucke weg. Als ob nicht der Vorsitzende des Staatsrates bei seinem letzten Besuch im Werk den Leitenden gerade die Arbeit mit den Produktionsarbeitern ans Herz gelegt hat. – Auch Bummi hilft, daß die Baustelle dem Plan nicht nur auf den Fersen bleibt, sondern ihn überholt. Aber wenn er in der letzten Zeit nicht so rasch gewachsen ist wie der Bau, ist es offenbar nicht nur seine eigene Schuld.

Auch der Brigadier am anderen Ende der Baustelle, Werner Sämisch, hat Sorgen. In den letzten Wochen fragten ihn die von seiner Brigade: Wann kommst du endlich wieder? Denn er betreute eine Gruppe Belgier, die im Werk arbeiteten, um mit der DDR auf Tuchfühlung zu kommen. „Sie haben gesagt, daß sie in Belgien körperlich härter arbeiten müssen, und über die sozialen Einrichtungen waren sie des Lobes voll." Ohne den Brigadier ist es in der Brigade nicht vorwärts gegangen, ehrlich gesagt, mit manchem sogar schlechter geworden. Und so fährt Werner nur mit gemischten Gefühlen in den Urlaub. Denn am liebsten würde er auf der Stelle alles wieder ausbügeln . . .

Leuna II wächst. Anfang September liegen sie noch zwei und einen halben Tag hinter dem Plan, am Wahltag werden sie ihn um diesen Zeitraum überholt haben. Aber einer der Arbeiter, Bummi, sagt in seiner Rage: „Wenn sich hier nichts ändert, haue ich ab. In Leipzig kann ich auch arbeiten."

Ein anderer jedoch, Werner, der „nur für die Dauer einer Frostperiode" herkam und der es nicht liebt, viel Worte zu machen, aber sagt: „Ich bleibe hier, bis Leuna II völlig fertig ist, so ungefähr bis 1970."

Wir waren hergekommen mit einem Zitat aus einer Wahlrede Walter Ulbrichts im Notizbuch. Über viele Arbeiter hatte er gesagt: „Sie werden zu Vorbildern ihrer Kollektive und reißen noch Zögernde mit. Diese prächtigen Menschen sind der größte Schatz unseres sozialistischen Staates."

In Werner Sämisch hatten wir einen Teil dieses Schatzes entdeckt. *Hans-Jürgen Lehmann*

KRIMINALERZÄHLUNG

Mademoiselle DORIS

Nach Tatsachen frei gestaltet von Gerhard Berchert

Verständnislos blickt Leutnant der Volkspolizei Werner Ekkehart auf den Zettel, den ihm sein später Besucher soeben über den Schreibtisch reichte. Zwei Minuten vor Dienstschluß war der junge Mann zu ihm ins Zimmer gekommen, mit der Bemerkung, daß er unbedingt seine Hilfe brauche. Und dann schaute er dem Leutnant so gespannt ins Gesicht, daß dieser instinktiv erneut den Zettel überflog, ob ihm auch nichts entgangen sei. Nein. Er wußte noch immer nichts mit dem Papier anzufangen. Da stand nur darauf, daß ein Herr Fritz Weber — offensichtlich sein Besucher, wie ein Blick auf dessen Passierschein verriet, von einem gewissen Herbert Pahl einhundertfünfzig Deutsche Mark der Deutschen Notenbank für einen verkauften Anzug zu bekommen habe. Datum, Unterschrift. Das war alles.

„Was ist mit diesem Zettel? Was soll ich damit?" fragt Werner Ekkehart nun mit Nachdruck, um dem verborgen gebliebenen Geheimnis endlich auf die Spur zu kommen.

„Mir zu meinem Geld verhelfen", sagt da der andere so gelassen, daß es dem Volkspolizeioffizier zunächst einmal die Sprache verschlägt. Ausgerechnet heute, da er mit Recht hoffen durfte, nach langer Zeit einmal pünktlich nach Hause zu kommen, vermasselt ihm einer für nichts und wieder nichts den Feierabend. Doch wahrscheinlich weiß der Mann es nicht besser. Und so zwingt sich Werner Ekkehart zur Ruhe, um dem knapp Fünfundzwanzigjährigen beinahe sanft zu erklären, daß das kein Fall für die Kriminalpolizei sei, sondern notfalls durch eine Zivilklage erledigt werden müsse.

„Am besten, Sie gehen erst einmal zum Staatlichen Notariat, um sich beraten zu lassen, Herr Weber", sagt er abschließend, erhebt sich und greift nach seiner Aktentasche. Doch Weber macht keine Anstalten aufzustehen. In seinem Gesicht arbeitet es. Da stimmt doch was nicht, denkt der Leutnant und beobachtet den anderen aufmerksam.

„Sie haben doch noch etwas auf dem Herzen, Herr Weber", sagt er schließlich. „Sprechen Sie sich aus — noch ist Zeit dazu!"

Nachdenklich blickt ihm der junge Mann einige Sekunden in die Augen.

„Gut!" sagt er dann, öffnet entschlossen seine Aktentasche, stellt eine Flasche auf den Schreibtisch und legt wortlos einen Zettel daneben. Die Flasche, mit einem großflächigen Siegel versehen, scheint Parfüm zu enthalten. Das Siegel ist verletzt. Ekkehart öffnet den Verschluß, riecht. Tatsächlich, Parfüm — und kein schlechtes. Ein Blick auf das Etikett: „Mademoiselle Doris" steht dort in altmodischen Schriftzeichen. Was soll ich denn damit wieder? denkt er, dann liest er den Zettel, runzelt die Stirn, liest noch einmal — und begreift. Zwei Adressen stehen auf dem Blatt Papier, weiter nichts. Es sind die Anschriften von zwei Geschäften, in die vor kurzem erst eingebrochen wurde. Jawohl, Einbrüche in Parfümeriegeschäfte waren das — zwei aus einer ganzen Serie von bisher noch unaufgeklärten Ladeneinbrüchen.

„Wo haben Sie das her?" fragt Leutnant Ekkehart eindringlich und spannt eilig ein Protokollformular in die Schreibmaschine. Schon hat er den wohlverdienten Feierabend vergessen.

„Von Pahl", sagt Weber und beginnt, eine seltsame Geschichte zu erzählen.

Er war einige Male zu Herbert Pahl gegangen, um das Geld für seinen Anzug zu fordern. Doch Pahl war niemals erreichbar gewesen. Auch dessen im gleichen Haus wohnende Freundin Monika Fuchs konnte keine genaue Auskunft geben. Da riß Fritz Weber schließlich der Geduldsfaden, und weil er aus der Zeit, da er mit Pahl noch enger befreundet war, einen Schlüssel zu dessen Einzimmerwohnung besaß, drang er kur-



zerhand dort ein. um sich seinen Anzug wiederzuholen.

„Und?“ fragt Leutnant Ekkehart.

„Der Anzug war nicht da. Dafür sah ich hinter dem Bett einen Haufen Parfümflaschen und daneben den Zettel. Die Flasche hier und den Zettel nahm ich mir dann mit – als Pfand für das Geld. denn Herbert würde sich ja nun sicher bald sehen lassen, schon um mir den Schlüssel wieder abzunehmen.

„Ist er gekommen?“

„Ja, heute“, sagt Weber leise. „Er drohte, mir die Knochen zu zerbrechen, wenn ich auch nur ein Wort darüber verlieren würde, was ich in seiner Wohnung gesehen habe; und den Schuldschein könne ich mir dann auch an den Hut stekken.“

„Hm!“ meint Werner Ekkehart. „Bitte lesen Sie das Protokoll noch einmal durch. Hier unterschreiben Sie dann, wenn Sie einverstanden sind.“

Mit einemmal scheint er es wieder mächtig eilig zu haben. Er greift zum Telefon: „Liebling“, sagt er hastig, „es wird heute doch wieder spät werden. Warte nicht auf mich!“

Am Nachmittag des nächsten Tages berichtet der Leutnant seinem Vorgesetzten, daß Pahl die beiden Einbrüche in die Kosmetikläden bereits zugegeben hat. Sein Komplice, Karl Fuchs, Bruder seiner Freundin Monika, ist ebenfalls geständig.

„Und dieser Weber?“

„Hat offensichtlich mit der ganzen Angelegenheit nichts zu tun, Genosse Hauptmann. Ebensowenig wie die Monika Fuchs, das läßt sich schon jetzt übersehen. Ihr Alibi muß natürlich noch einmal genau überprüft werden.“

„Na also“, meint der Hauptmann, „dann dürfte dieser Fall ja für Sie abgeschlossen sein.“

Werner Ekkehart schüttelt langsam den Kopf. „Da sind ja noch die vorangegangenen Geschäftseinbrüche“, sagt er. „Die gleiche Arbeitsmethode wie bei den Parfümeriegeschäften. Das läßt auf dieselben Täter schließen.“

„Haben Sie bei Pahl schon vorgefühlt?“

„Ja, und das bestätigt mich in meinem Verdacht. Der Kerl grinste ganz unverschämt und meinte, daß man ihm die anderen Einbrüche erst einmal beweisen solle. Im übrigen hoffe er auf einen baldigen Prozeß und rechne mit Bewährungsfrist.“

„Mit den Beweisen hat er natürlich recht“, sagt da der Hauptmann bedächtig. „Verwertbare Spuren wurden meines Wissens an den Tatorten nicht sichergestellt. Wie sieht es mit dem Einbruchswerkzeug aus?“

„Wir haben bei Pahl und Fuchs nichts gefunden.“

„Und das Diebesgut aus den vorherigen Einbrüchen?“

„Auch nicht“, gibt der Leutnant mürrisch zu. „Vielleicht gesteht Fuchs, wenn Sie ihn vernehmen?“

„Habe ich auch schon versucht. Er leugnet entschieden, und wie es aussieht, hat er für die Tatzeiten sogar hieb- und stichfeste Alibis.“

„Tja“, meint nun der Hauptmann achselzuckend, „dann ist es mir allerdings auch ein Rätsel. womit Sie den beiden etwas beweisen wollen. Wie stellen Sie sich denn den weiteren Verlauf der Angelegenheit vor?“

„Wir wissen von dem Herbert Pahl noch zu wenig“, sagt Werner Ekkehart nachdenklich. „Auf seiner Arbeitsstelle bei der Reichsbahn hat er einen guten Leumund. das steht fest. Aber mindestens zweimal ist er eingebrochen – das steht ebenso fest. Sind das nur die törichten Streiche eines jugendlichen Wirrkopfes? Dann hätte er sich bei der Vernehmung anders verhalten. Außerdem müßte man mit zweiundzwanzig Jahren seine Einstellung zum Leben schon gefunden haben.“

Der Leutnant denkt an die Aussage von Monika Fuchs. die schluchzend meinte, Schuld habe bestimmt nur ihr Bruder Karl, denn Herbert sei nicht schlecht. höchstens manchmal ein wenig leichtsinnig, wie bei dieser Elke Preßler. mit der er immer noch flirte. obwohl er doch schon so gut wie verlobt mit ihr, der Monika wäre.

„Vielleicht hat er ihr auch solch teures Parfüm geschenkt wie mir“, stieß sie mit plötzlich auflodernder Eifersucht heftig hervor.

Eben, eben, dachte da Werner Ekkehart und notierte sich sorgsam die Anschrift jener Elke. Als er sich jetzt bei dem Hauptmann abmeldet, beschließt er. diesem Hinweis unverzüglich nachzugehen.

Elke Preßler. zwanzigjährig. macht den Eindruck eines frischen und ordentlichen jungen Mädchens. Ihre fröhlichen braunen Augen mustern neugierig den in schlichtes Zivil gekleideten Volkspolizisten.

„Den Herbert Pahl kenne ich. Das ist doch der Freund von der Monika“, sagt sie.

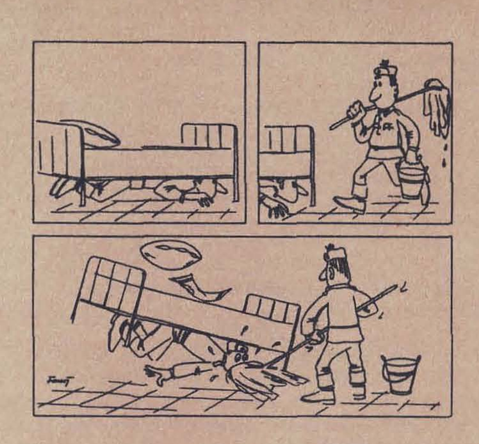
„Und sind nicht auch Sie . . .“, Werner sucht nach den passenden Worten, „. . . etwas enger mit ihm befreundet?“ Erstaunt sieht ihn Elke an. „Nein, ich gehe doch schon bald zwei Jahre fest mit dem Fred. Durch ihn bin ich doch erst mit dem Herbert bekannt geworden. Näher kenne ich ihn nicht. Da müßten Sie schon Fred fragen, Fred Hegewald, der ist früher mit ihm zur Schule gegangen.“

„Der Herbert hat doch nicht etwa Zicken gemacht?“ erkundigt sich Fred verwundert, nachdem ihm Leutnant Ekkehart die ersten Fragen nach seinem ehemaligen Schulkameraden stellte. „Da müßte er aber die letzten Monate in verdammt schlechte Gesellschaft geraten sein. Ich trau' ihm jedenfalls nichts Böses zu!“

„Wieso in den letzten Monaten?“ fragt der Leutnant. „Sind Sie nicht mehr miteinander befreundet?“

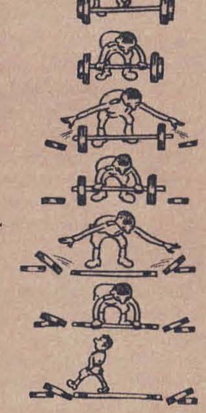
„Das schon. Doch ich habe meine Freundin und Herbert ist ja mittlerweile auch versorgt. Da sieht man sich nicht mehr so oft. Sicher kennen Sie das aus eigener Erfahrung“, sagt Hegewald mit einem Blick auf des Kriminalisten Ehering.

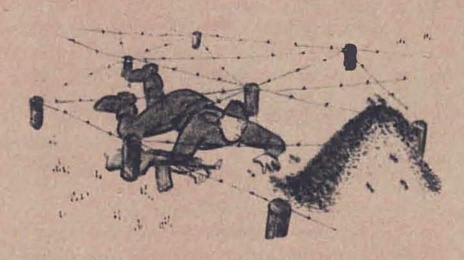
„Ja, ja“, erwidert der zerstreut. Seltsam – ein plötzlicher Gedanke durchfuhr ihn vorhin, als der junge Mann ins Zimmer trat, ein Gedanke, der ihm für den Bruchteil einer Sekunde das Gefühl eingab, jetzt halte er alle Fäden in der Hand. Doch es war wohl nur mehr die Spur eines Gedankens gewesen, schnell und schemenhaft vorbeihuschend. Werner Ekkehart überlegt fieberhaft, doch er kommt nicht mehr darauf. Eine zufällige Gedankenverbindung, die

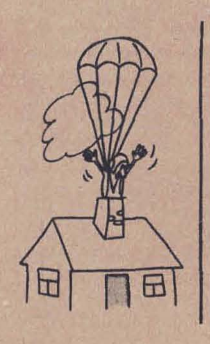


Pech gehabt

Aus „Sowjetski woin“ und „Néphodsereg“









irgendwie mit seinem Besucher zusammenhing. Aufmerksam blickt er ihm deshalb jetzt ins Gesicht. Ein sympathischer Junge, intelligent, sportliche Erscheinung, selbstbewußt – ein wenig zu selbstsicher. Na ja, so sind die jungen Leute eben heutzutage.

Tief in Gedanken versunken sitzt der Leutnant an seinem Schreibtisch, noch lange nachdem ihn Fred Hegewald wieder verlassen hat. Ob er sich in diesem Pahl nicht doch täuscht? Von allen Seiten hat er nur Gutes über ihn gehört. Unbedingt muß er noch einmal selbst mit ihm sprechen.

Schon streckt Werner Ekkehart die Hand nach dem Telefonhörer aus, um den Inhaftierten kommen zu lassen, da wird ihm Monika Fuchs gemeldet.

„Gut, soll reinkommen!“ entscheidet er. Vielleicht hat sie doch noch etwas Wichtiges auszusagen.

Bleich, mit Tränenspuren im Gesicht, das lange schwarze Haar wirr herabhängend, sitzt ihm Monika Minuten später gegenüber.

„Für Herbert“, sagt sie und reicht ein zusammengefaltetes Blatt Papier über den Tisch. „Ich habe ihm geschrieben.“ Aufrechtes Mitleid mit dem unglücklichen Mädchen erfüllt den Volkspolizeioffizier, als er sich nun anschickt, pflichtgemäß zu erklären, daß Pahl während der Voruntersuchung keine schriftlichen Mitteilungen empfangen darf. Verdunkelungsgefahr. Doch dann liest er erst einmal die wenigen Zeilen – und unterläßt seine Erklärung. „Liebster Herbert!“ steht dort. „Seit heute weiß ich mit Sicherheit, daß ich ein Kind von Dir bekomme. Ich bitte Dich, sage ehrlich alles, was Du getan hast, damit Du milde Richter findest und bald wieder bei mir bist. Tue es für mich und das Kind, denn wir werden auf Dich warten, bis Du wiederkommst.“

Wenn er nur ein halbwegs anständiger Mensch ist, wird ihn das zum Sprechen bringen, denkt Ekkehart und legt den Brief unschlüssig auf den Tisch zurück.

Ein feiner Duft geht von dem Papier aus – so, als habe es lange neben einem Riechfläschchen gelegen – ein bekannter Duft. ‚Mademoiselle Doris!‘, durchfährt es den Leutnant. Genauso roch das Parfüm in dem Flakon mit dem großflächigen Siegel. Und da ist auch der Gedanke wieder, den er vorhin nicht zu fassen bekam, nach dem er sich vergeblich das Hirn zermarterte . . .

„Entschuldigen Sie mich bitte einen Augenblick“, sagt er unvermittelt und läuft aus dem Zimmer.

„Ganzschön schon“, knurrt am nächsten Tag der Hauptmann vor sich hin und wühlt in einem Stapel zerlesener Romanhefte, sortiert einige heraus, in denen Lesezeichen stecken. „‚Tresorknacker‘ . . ., ‚Das Geheimnis der schwarzen Maske‘ . . . , ‚König der Diebe‘. Die reinsten Ganovendienstvorschriften!“

Zustimmend nickt Leutnant Ekkehart mit dem Kopf. Dann zeigt er auf einen mit Industriewaren vollgepackten Tisch:

„Den Hauptteil der Diebesbeute konnten wir glücklicherweise sicherstellen.“

Der Blick des Hauptmanns fällt auf zwei Rund-

(Fortsetzung auf Seite 65)



Wie hieß denn DER?

Weder die Eltern noch ein Teil der Lehrer verstehen die tiefen, sauberen Gefühle dieser beiden jungen Menschen. Sie verletzen sie mit ihrem Spott, anstatt ihnen zu vertrauen. Xenia versucht einen Selbstmord, Boris verläßt die Stadt. Bei einem späteren Wiedersehen sind sie reifer und verbergen ihre Liebe.

Nennen Sie uns den Film, der diese Geschichte erzählt, auf einer Postkarte. Kennmarke (unten) nicht vergessen. Letzter Einsendetermin (Datum des Poststempels) 1. November 1963. Unter den Einsendern richtiger Lösungen werden drei Gewinner ermittelt.

SIE KÖNNEN GEWINNEN:

1. **„Film gestern und heute". Gedanken und Daten zu sieben Jahrzehnten Geschichte der Filmkunst, von Horst Knietzsch, 547 S., reich illustriert – und Szenenfoto.**
2. **1 Jahrgang Progress-Filmprogramme 1962 in zwei Sammelmappen und 10 Künstlerfotos.**
3. **25 Fotos bekannter Filmkünstler.**

Die Gewinner des August-Filmrätsels sind:

1. B. Rabethke, Prenzlau
2. Detlef Messing, Eisenach
3. Sonja Greif, Rochlitz

Mit „Gut Film" Ihre „Armee-Rundschau"

AR 10/1963

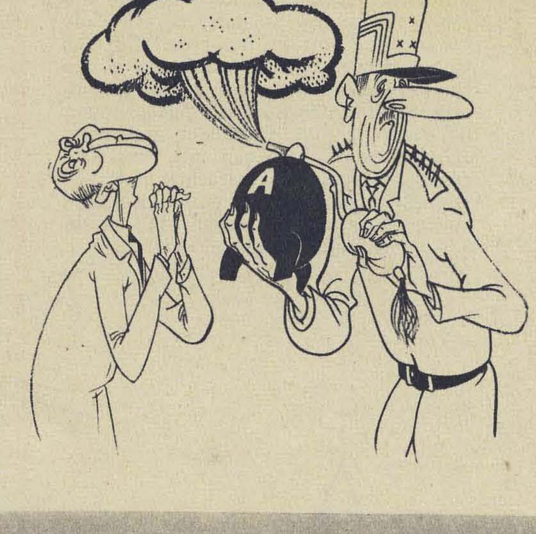
Rund um den

ür 100 Francs kann der Tourist Schloß Fontainebleau besichtigen. 60 Kilometer von Paris entfernt steht dieses Denkmal französischer Renaissance, einst Residenz der Könige Frankreichs und später Napoleons. Hier liegt unter gläserner Hülle auch der berühmte Hut des Imperators, steht sein Feldbett, das ihn bis nach Moskau begleitet hat und zurück. – Es sind dies nicht die einzigen Beziehungen, die das Schloß zu Moskau und anderen Städten hat, die auf dem Weg dorthin zu passieren wären. Auf Kartentischen, in geheimen Stabsdokumenten tauchen die Namen Moskau, Warschau, Berlin in ständiger Reihenfolge auf. Und hinter den Kartentischen stehen auch solche Offiziere, die bereits einmal diese Route hin und zurück marschiert sind. Denn Schloß Fontainebleau ist heute Sitz des NATO-Hauptquartiers Mitteleuropa, und der Chef der Landstreitkräfte dieses Kommandos General Graf Kielmannsegg. Als Speidel am 3. April 1957 in Fontainebleau, um dieses Amt anzutreten, aus seinem Wagen stieg und, den Blick durch den Torbogen gerichtet, den ersten Schritt machte – wäre er auf dem holprigen Kopfsteinpflaster beinah zu Fall gekommen. Er machte einen großen Satz durch den Torbogen auf den Schloßhof – wo ihm zu Ehren eine französische Militärkapelle das „Deutschlandlied“ intonierte. – Die ersten Bundeswehroffiziere sind also buchstäblich in die NATO-Stäbe hineingestolpert. Aber auch im übertragenen Sinne. Über die ganze Breite der Asphaltstraße von Paris nach Fontainebleau waren an diesem 3. April Hakenkreuze gemalt. In einem Pariser Hotel war der 19jährige Claude Dubois, Sohn eines von den Faschisten ermordeten Widerstandskämpfers, verhaftet worden, weil er sich geweigert hatte, unter Speidel zu dienen. Und in den Straßen von Paris verkündeten Plakate :„Wir haben dem deutschen Volk verziehen, nicht aber Hitlers Generalen.“ Übrigens ein Beweis dafür, daß die Flamme der Empörung sich zwar am Fall Speidel entzündet hatte, aber dem Einzug der westdeutschen Militärs in die NATO überhaupt galt. – Inzwischen ist sechs Jahre das Wasser die Seine hinuntergeflossen, und der oberflächliche Besucher Fontainebleaus wird meinen, daß alle Befürchtungen von vor sechs Jahren Unkenrufe gewesen seien. Er kommt vielleicht gerade zurecht zum Oktoberfest, das von deutscher Seite organisiert wird, mit Weißwürstel und vor allem natürlich mit Münchner Bier,



NACHTLEBEN

„Der Preis ist egal, Hauptsache, sie werden uns hörig."

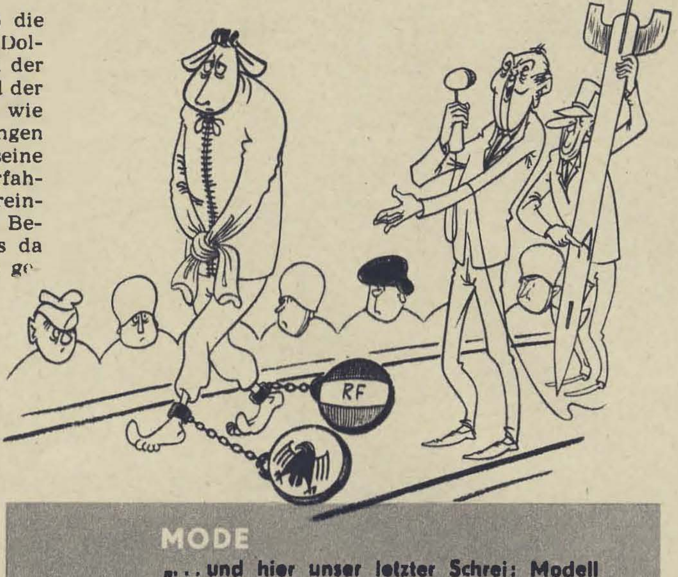


PARFUME

„Pariser Parfüm – wie verführerisch!"

das den Amis wie den Dänen gut mundet. Und vielleicht trifft er dort auch jenen italienischen Oberst, der den Bundeswehrdeutschen nicht nur Talent bei der Organisation von Bierfesten bescheinigt. Er meinte nämlich, „daß sie gleich alles in Vollendung auf ihrem Planquadrat eingetragen sehen wollen". Fraglich ist, ob der Besucher von der Geschichte mit den Planquadraten erfährt, die Dänemark umfassen. Die dänischen Seestreitkräfte gehörten einst zum NATO-Kommando Nord. Es sei ein Unding, argumentierten die deutschen Offiziere, daß die Kriegsschiffe in Kiel und Flensburg und die in Kopenhagen und Karsöf verschiedenen Kommandos unterstünden. Die Dänen protestierten, nicht nur die Widerstandskämpfer, auch Offiziere und Minister. Aber mit amerikanischer Hilfe gelang es der Bundeswehr, ein besonderes Ostseekommando durchzusetzen. Unser Besucher aber wird kaum erfahren – von westdeutscher Seite totsicher nicht –, daß das hintergründige Ziel dieser Strukturänderung darin bestand, die dänische Marine aus dem Kommando Nordeuropa herauszulösen, in dem die Bundeswehr keinen großen Einfluß besitzt, und sie in ein Kommando zu stecken, wo der westdeutsche Einfluß um vieles stärker ist. – Hat unser Besucher dann auch das Vorrecht, zu jenem Kommandeur geführt zu werden, dessen Kommandoabzeichen einen stilisierten Turm und ein Schwert darstellt, zu Graf Kielmannsegg, wird er auch nicht erfahren, daß der Adjutant, der ihn führt, daß Hans Schall erst 1955 aus sowjetischer „Kriegsgefangenschaft" zurückkam, dort also wegen Kriegsverbrechen solange festsaß. Aber Kielmannsegg wird dem Besucher vielleicht, wie es sein Vorgänger Speidel zu tun pflegte, einen Cognac einschenken. Und er wird zu ihm sagen: „Wir haben alle Bundeswehr-Divisionen der NATO unterstellt. Wie können wir da noch egoistische Interessen vertreten?" Dabei müßte ein ehrlicher Kielmannsegg sagen: „Wir haben alle Divisionen der NATO unterstellt, eben weil wir egoistische, aggressive Interessen haben." Je mehr Divisionen die Bundeswehr der NATO unterstellt, desto mehr Offiziere kann sie in den NATO-Stäben unterbringen, desto größer wird ihr Einfluß. Und da die Bundeswehr die stärkste Militärmacht Westeuropas sein wird, ja zahlenmäßig schon ist, wird sie bald die meisten Offiziere für die NATO-Stäbe stellen. Das zeigt sich auch bei SHAPE. Es ist das oberste Hauptquartier der NATO-Streitkräfte in Europa und liegt bei St. Cloud, ebenfalls in der Nähe von Paris. Es ist im Gegensatz zum Hauptquartier Mitteleuropa in einer Barakkenstadt untergebracht. Aus dem gesamten Gebäudekomplex ragt der SHAPE-Funkturm empor, auch kleiner Eiffelturm genannt. Und über diesen Funkturm gehen auch in alle Richtungen die Direktiven des Generalleutnant Müller-Hillebrandt, des dienststellungsgemäß höchsten Bundeswehrvertreters bei SHAPE. Er ist Stellvertretender Generalstabschef für Planung und Operation, verantwortlich für die Konzentrierung des Kräftebedarfs der NATO und für Alarmpläne. Insgesamt sind schon mehrere hundert Offiziere der Bundeswehr in den NATO-Stäben rund um den Eiffelturm tätig. – Vielleicht wird jetzt unser Besucher in Fontainebleau auch auf jenes Bild stoßen, an dem sich die Fotografen seit der Gründung der NATO erfreuen, auf die vor der Offiziersmesse ungeachtet der Kommandohöhe übereinander gestapelten Mützen. In der Offiziersmesse indes werden vielleicht deutsche, holländische und britische Offiziere bei einem französischen Cognac darüber sprechen, daß eine Offizierswohnung in Paris 15 000 Franc und eine Flasche Champagner auf dem Mont

Martre 105 Francs kostet und daß die Paris-Zulage, die für den Oberst 8 Dollar pro Tag beträgt, nur einen Teil der Unkosten wettmacht. Vielleicht wird der Bundeswehroffizier auch erzählen, wie er nur so mit den Russen umgesprungen ist. Denn schließlich sind er und seine Landsleute die einzigen mit Osterfahrung hier. Aus den einträchtig übereinanderliegenden Mützen wird unser Besucher aber kaum ersehen, daß es da auch Diskussionszündstoff um den gefährlichsten Zündstoff gibt. In Vorträgen, in Manövern, in Gutachten und anderen Dokumenten weisen gerade die bundesdeutschen Offiziere immer wieder darauf hin, daß alle Truppen der NATO mit Atomwaffen ausgerüstet werden müßten. „Macht die NATO zur vierten Atommacht", fordern die Bundeswehrfachleute in den Pariser NATO-Stäben, „aus rein militärischen Gründen natürlich", sagen sie. „Damit auch wir endlich den Finger an den Abzughebel bekommen", meinen sie. – Unser Besucher wird jetzt, wenn er nach dem urteilt, was er sehen durfte, die Bundeswehroffiziere für Musterschüler der NATO halten. Musterschüler spielen – das ist in der Tat die Rolle, in der sie ihre Sonderinteressen zu erreichen gedenken. In dieser Rolle streben sie die Führung der NATO an, mit dem Ziel, eines Tages mit NATO-Unterstützung vielleicht doch wieder den Weg des Imperators zu gehen, dessen berühmter Hut und dessen Feldbett in Fontainebleau aufbewahrt sind. Nur – von ihnen bliebe weder Feldbett noch Hut übrig!



MODE

„... und hier unser letzter Schrei: Modell ‚Lieber NATO-Partner'"

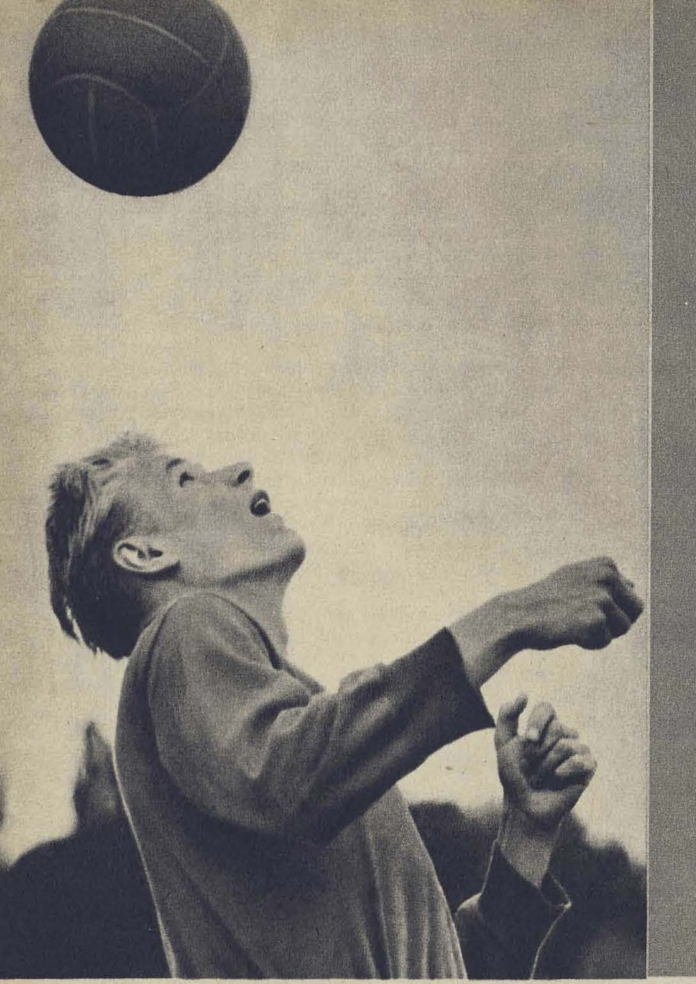
WAHRZEICHEN

„Wir werden weitermarschieren ...!"

ZEICHNUNGEN: KLAUS ARNDT

Hans Grodotzki nach langem Krankenlager:

»Ich will in Tokio dabei sein«



Alte Liebe rostet nicht . . .

Als an einem der letzten Augusttage des olympischen Jahres 1960 auf dem römischen Flughafen Ciampino eine Maschine mit DDR-Sportlern landet, wird auch Hans Grodotzki herzlich von den Wartenden willkommen geheißen. Kaum ist er die Gangway herunter, da informiert er schon alle Anwesenden umfassend über die Ergebnisse der letzten Oberliga- und Ligaspiele. Er kann seine alte Liebe einfach nicht verleugnen.

Auf den Neuseeländer Halberg tippt niemand beim 5000-m-Lauf im Stadion Olympico. Emil Zatopek schwört auf Gordon Pirie und der Doppelsieger von Melbourne, Wladimir Kuz, auf seinen Landsmann Artynjuk. Als Halberg dann in der letzten Runde zum Spurt ansetzt, kann ihm nur noch einer auf den Fersen folgen: Hans Grodotzki. Der Lohn für diese Leistung, der sich bisher noch kein deutscher Langstreckenläufer rühmen konnte, ist die Silbermedaille.

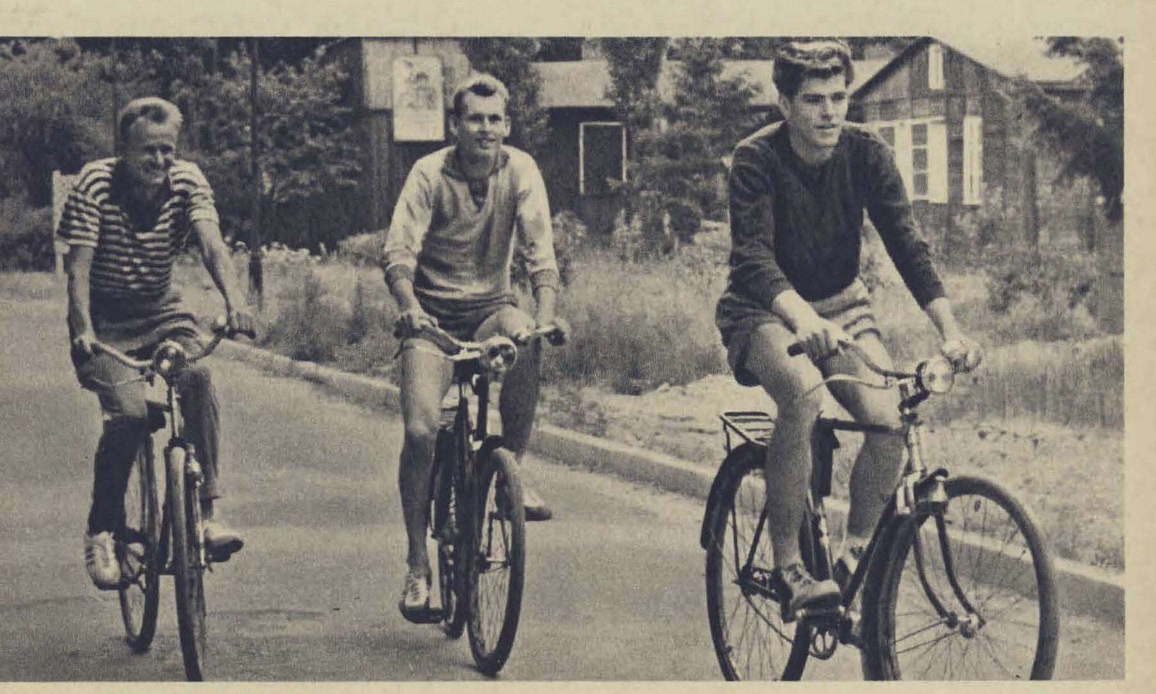
Pjotr Bolotnikow hat sich wie kein zweiter auf die 10000-m-Distanz, einen der letzten Höhepunkte dieser an Ereignissen so reichen olympischen Tage, vorbereitet. Trotzdem kann er es nicht verhindern, daß ihm der Jüngste des erlesenen Klassefeldes, der 24jährige Hans Grodotzki, nachsetzt, noch den Angriff des Australiers Powers abfängt und mit knappem Vorsprung als Zweiter den Zielstrich überquert. Auch dieser Erfolg war vordem noch keinem deutschen Läufer geglückt.

Nach einem triumphalen Einzug in Berlin, dem wohlverdienten Urlaub, weiterem intensiven Training und neuen Wettkämpfen wartet mit den Belgrader Europameisterschaften 1962 das nächste große Ereignis auf ihn.

Mit der Weltjahresbestzeit von 29 : 32,8 min über 10000 m hat er eine gute Empfehlung für die Ausscheidungen in Prag und Malmö, aus denen die gemeinsame deutsche Mannschaft nominiert werden soll. Eine Woche vor dem Prager Termin muß er wegen einer Verletzung der Achillessehne mit dem Training aussetzen. Obwohl ihn noch Schmerzen plagen, geht er tapfer an den Start zum 5000-m-Lauf, und der Westberliner Kubicki muß persönliche Bestzeit laufen, um sich hinter unserem Hans den Ehrenplatz zu sichern.

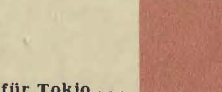
Dann kommt, zwei Tage später, Malmö: Ausscheid über 10000 m. Wieder beherrscht ein Dreigestirn aus der DDR bis zur letzten Runde das Feld: Grodotzki, Janke und Rothe. In der Ge-

gengeraden setzt Hans Grodotzki zum Positionswechsel nach außen an – tritt fehl, stürzt und scheidet aus ...
Noch in Malmö wird Hans Grodotzki für die beiden Langstrecken in Belgrad nominiert. Aber es sieht böse aus: Ein glatter Riß. Am 21. August 1962 wird in der Orthopädischen Klinik der Berliner Charité operiert. Die Europameisterschaften werden für ihn lediglich zu einem Bildschirmerlebnis.
Lange, an den Nerven zehrende Wochen und Monate folgen für den auf Station III ans Bett gefesselten Hans. Es ist eine Zeit des unablässigen Grübelns, Nachdenkens und Abwägens, ob er überhaupt noch einmal wird laufen können ... Am Tage, namentlich in den Besuchszeiten, geht es. Aber abends und nachts kommen sie immer wieder, die quälenden Gedanken, die hämisch flüsternden Stimmen. Doch Hans ist nicht allein. Seine Freunde, seine Klubkameraden, die aufmunternden Stimmen in Stößen von Briefen aus allen Teilen unserer Republik sprechen ihm immer wieder Mut zu, verscheuchen die trüben Gedanken. Soldaten besuchen ihn, Trainer, die Funktionäre der Armeesportvereinigung und ab und zu auch eine nicht unbekannte Dynamo-Turnerin.
Oberarzt Dr. Ehrich und seine Helfer tun alles, um den Heilungsprozeß zu beschleunigen. Nach neun Wochen wird der Gipsverband abgenommen, die Stunden der Spezialübungen beginnen für den schmal gewordenen Offizier.
Bei aller Plage, die ein Riß der Achillessehne mit sich bringt, materielle Sorgen hat Hans Grodotzki nie. Keiner seiner Sportkameraden braucht für ihn zu sammeln, um die Krankenhauskosten zu bezahlen, wie es bei dem westdeutschen Hürdenläufer Martin Lauer war, dem das Münchener Krankenhaus „Rechts der Isar“ plötzlich eine Rechnung von 10 000 Mark präsentierte.
Nach einem Jahr, im Sommer 1963, ist die Behandlung soweit gediehen, daß der blonde Hans wieder zum ASK nach Potsdam zurückkehren kann. „Leute, was ist das für ein Gefühl, wieder bei den alten Kumpels sein zu können“, begrüßt er Fritz Janke und Hermann Buhl und Günter Havenstein. Und die Kraft des Kollektivs hilft ihm auch hier über bittere Stunden der Resignation hinweg.
Bei unserem Besuch sehen wir einen lebensfrohen, lachenden Hans Grodotzki, übermütig und voller Späße. Einen Hans Grodotzki, der gewissenhaft sein Lauftraining mit speziellen Übungen, seine Gymnastik und seinen Waldlauf über sechs, acht, zehn Kilometer absolviert, der Rad fährt und sogar schon wieder – wie könnte es anders sein – dem Fußball hinterherjagt und der temperamentvoll das Training seiner Genossen kommentiert: „Ach, was sind die Kerle heute wieder mal lahm!“
Noch kann er das Knie nicht voll bewegen. Aber er ist guter Dinge. In geduldiger und harter Kleinarbeit bereitet ihn sein bewährter Trainer Curt Eins unter ärztlicher Kontrolle organisch und physisch darauf vor, daß er zu Beginn des neuen Jahres mit dem Training für die Olympischen Spiele beginnen kann.
Es ist nicht übertrieben, wenn wir sagen, daß alle voller Zuversicht sind. Hans Grodotzki strahlt: „Verlobt habe ich mich auch (siehe unter Krankenbesuche!) und im Herbst beginne ich hier in Potsdam mit dem Sportlehrer-Studium. Aber was das wichtigste ist: In Tokio will ich selbstverständlich dabeisein!“ *Kurt Laube*



Radpartie mit Freunden

Erinnerung an Rom . . .





Training für Tokio . . .



Die Falle blieb leer

Irgendwo an der Staatsgrenze zu Westberlin. Die Dunkelheit senkt sich hernieder, Straßenlaternen leuchten auf, die Geschäfte schließen. Für die Bewohner des Grenzgebietes nimmt das Leben seinen gewohnten Gang. Längst haben sie sich daran gewöhnt, daß Soldaten einer Grenzkompanie vorne an der Staatsgrenze Tag und Nacht über ihre friedliche Arbeit und ihren ruhigen Schlaf wachen. Die Posten, die dort am Schutzstreifen entlang patroullieren, gehören zum Straßenbild wie die Läden, die Gärten und die Straßenlaternen.
Alfred Kirchner und Harald Rößner, zwei Grenzsoldaten, haben sich im Lichtschatten der Straßenbäume postiert. Auf Sichtweite voneinander entfernt, können sie den ihnen zugewiesenen Grenzabschnitt gut übersehen. Alfred, der Postenführer, beobachtet den kahlen Hügel jenseits der Grenze; von dort aus haben die Westberliner Friedensstörer schon öfter Provokationen gestartet. Harald, der etwas kleinere von beiden, richtet sein Augenmerk auf den Schutzstreifen und die daneben verlaufende Straße.
Schon oft gingen sie zusammen auf Streife. Wegen ihres klugen taktischen Verhaltens gelten sie als eines der besten Postenpaare ihrer Kompanie. So wollen sie auch heute gewissenhaft und zuverlässig ihren Grenzabschnitt bewachen. Ob die Düpos wieder auftauchen werden? Alfred möchte es nicht hoffen. Ihm wäre es lieber, wenn er nach der Ablösung „keine besonderen Vorkommnisse" melden könnte. Aber hängt das von ihm ab? Augen und Ohren auf, darauf kommt es an. Nur gut, daß der Abendhimmel hell ist, da braucht man sich nicht nur aufs Gehör zu verlassen.
So vergeht eine halbe Stunde, eine Stunde. Nichts rührt sich. Jeder beobachtet seinen Sektor. Hin und wieder wirft Alfred einen Blick hinüber zu Harald. Der schüttelt mit dem Kopf. Also auch nichts.
Nach weiteren Minuten aufmerksamen Beobachtens nähert sich drüben auf der Straße, die hinter dem kahlen Hügel entlangführt, Motorengeräusch. Ein PKW. Das Geräusch verstummt, Türen werden zugeschlagen.
„Sst", zischt Harald seinem Postenführer zu und zeigt nach dem kahlen Hügel. Doch Alfred hat die Geräusche bereits wahrgenommen. Was wird jetzt geschehen? Geschieht überhaupt etwas? Es könnte doch auch nur ein Zivilist sein, der dort drüben wohnt und gerade von der Arbeit zurückkehrt. Aufmerksamer als vorher spähen und lauschen Alfred und Harald hinüber. Und richtig, wenige Augenblicke später tauchen dort zwei Personen auf. Deutlich heben sich ihre Umrisse gegen den Himmel ab. Alfred nimmt das Glas an die Augen. Die beiden Gestalten bleiben stehen. Sie schauen herüber.
Düpos, stellt Alfred fest. Der Uniform nach sind es Düpos, einer von ihnen scheint gar Offizier zu sein, genau kann er das nicht erkennen. Sie starren unentwegt über die Grenzlinie. Ein Lächeln huscht über Alfreds Jungengesicht, als wolle er sagen: Jawohl, meine Herren, hier endet eure Macht. Schaut euch das gut an. Und im gleichen Moment erinnert er sich seiner Pflicht. Langsam, geräuschlos, um sich nicht zu verraten, huscht er ein paar Schritte seitwärts. Er muß die Kompanie verständigen. Jede Verzögerung seiner Meldung könnte sich nachteilig auswirken, falls die beiden eine Provokation im Schilde führen. Sicher ist sicher!
Mit vorgehaltener Hand spricht er leise und ruhig ins Telefon: „Zwei Düpos am Punkt 17. Sie beobachten unser Gebiet! Sie haben uns nicht erkannt. Wir beobachten weiter!" Der Diensthabende am anderen Ende sichert Verstärkung zu, falls es notwendig werden sollte.
Als Alfred auf seinen alten Platz zurückkommt, stehen die beiden Düpos noch immer auf dem Hügel. Was haben sie vor? Wen suchen sie, geht es Alfred durch den Kopf. Sicher uns, unsere Posten. Provozieren wollt ihr uns, herausfordern! Da habt ihr euch aber geschnitten, da könnt ihr lange suchen!
Alfred und Harald sind erfahren. Still verharren sie, die Düpos nicht aus den Augen verlierend, auf ihren geschickt ausgewählten Plätzen. Sie sind jederzeit bereit und entschlossen, eine Verletzung der Staatsgrenze unserer Republik zu unterbinden.
Sechs bis acht Minuten mögen vergangen sein, da nähert sich drüben erneut Motorengeräusch. Diesmal müssen es mehrere Fahrzeuge sein, anscheinend Jeeps. Etwa gar westliche Besatzer? Wie ein Blitz zuckt Alfred dieser Gedanke durch den Kopf. Es wäre ja nicht das erste Mal, daß sie die Provokationen der Westberliner kalten Krieger unterstützen! Aber auch das wird ihnen eines Tages vergehen. Um ganz sicher zu gehen, weist Alfred seinen Posten durch Handzeichen noch einmal an, die Beobachtung des Schutzstreifens und der Straße nicht zu vernachlässigen. Wer weiß, was hier „im Busch" ist.
Die Vermutung des Postenführers bestätigt sich

schon wenige Augenblicke später. Drüben geht eine etwa acht- bis zehnköpfige Gruppe Besatzer mit durchgeladenen Waffen in Stellung. Kurz darauf treffen auch noch weitere Dünsing-Polizisten ein. Alfred zögert keinen Augenblick, seine Kompanie erneut zu unterrichten. Als er gerade den Hörer nimmt, bricht drüben ein Schuß, ein Pistolenschuß. Alfred fährt herum, er zögert einen Moment. Warum dieser Schuß? Wem gilt er? Unsicherheit, Unfrieden wollen sie stiften, uns provozieren. Alfred wartet eine Weile mit dem Anruf. Aber nichts geschieht mehr. Vielleicht ist es auch ein Täuschungsmanöver zur Deckung eines vorbereiteten Grenzdurchbruches oder eines Tunnelbaues an anderer Stelle der Staatsgrenze, geht es ihm durch den Kopf. Diese Brüder sind hinterhältig, kaltschnäuzig, unberechenbar. Darin besteht ihre Gefährlichkeit. Auf alles muß man bei ihnen gefaßt sein.

Alfred verständigt die Kompanie.

„In Ordnung, wir schicken sofort Verstärkung! Beobachten Sie weiter und melden Sie, was weiter geschieht!"

„Zu Befehl!"

Auf seinen Platz zurückgekehrt, wirft Alfred zunächst einen Blick hinüber zu seinem Posten. Der liegt noch gut versteckt unter seinem Busch. Die MPi schußbereit vor sich, schaut er einmal den Schutzstreifen entlang, dann wieder zum kahlen Hügel, den er aber nicht richtig einsehen kann, weil ihm ein paar Bäume die Sicht erschweren.

Alfred dagegen sieht den Hügel genau. Deutlich erblickt er die beiden ersten Düpos und einen der Besatzer. Von den übrigen, die in Stellung liegen, ist nichts zu sehen. Anscheinend warten sie, ob nicht eines unserer Postenpaare auftaucht. Da können sie lange warten! Fünf, zehn, zwanzig Minuten vergehen, und nichts tut sich. Stille auf beiden Seiten.

Plötzlich hört Alfred, wie sich von hinten leise Schritte nähern. Wer ist das? Etwa gar ein Grenzverletzer, dessen Flucht sie von drüben decken wollen? Oder sollte es schon die Verstärkung sein? Alles ist möglich. Ein Gedanke jagt den anderen.

Doch bald hat es sich für Alfred aufgeklärt. Postenkontrolle! Der Zugführer! Er und der ihn begleitende Posten nähern sich unter dem Schatten der Straßenbäume, so daß es unmöglich ist, sie von drüben auszumachen.

Mit einer kurzen Handbewegung zeigt Alfred dem herannahenden Zugführer an, daß hier Vorsicht geboten ist. Der Offizier legt sich sofort neben Alfred, der ihm nun über alles ausführlich berichtet.

„Kompanie verständigt?" ist die erste Frage.

„Jawohl! Verstärkung müßte bald hier sein."

„Ein weiterer Schuß fiel nicht?"

„Nichts gehört?"

Nun beobachten sie zu Viert. Hier gibt's kein Durchkommen! Den kalten Kriegern soll die Lust vergehen, uns ständig zu provozieren. Anspannung liegt auf den Gesichtern der Genossen. Jede Einzelheit, jede Bewegung versuchen sie zu erkennen. Geräusche sind nicht zu hören, jetzt müssen sie sich ganz auf ihre Augen verlassen. Das ist in der Dunkelheit nicht so einfach.

So vergeht Minute um Minute. Jede scheint eine



Nach der Ablösung. Alfred hütet seine MPi wie einen Augapfel. Kein Stäubchen entgeht ihm; denn: „. . . sonst könnte ich auch einen Knüppel nehmen."

Ewigkeit lang zu sein. Und die Düpos und der Besatzer gehen noch immer frech und herausfordernd hin und her. Aber nichts ereignet sich. Sie schauen herüber und sprechen miteinander, wie man an ihren Gesten erkennen kann.

Nach mehr als einer Stunde vergeblichen Wartens wird denen da drüben die Sache anscheinend zu langweilig. Keines unserer Postenpaare läßt sich blicken. Jemand muß den Befehl zum Rückzug gegeben haben, denn fünfzehn, achtzehn Gestalten, Düpos und Besatzer, kriechen plötzlich aus ihren Stellungen und versammeln sich auf der Höhe. Waffenklirren, unverständliches Gemurmel und scharfe Kommandos klingen herüber. Schließlich verzieht sich der Haufen unverrichteter Dinge, wie er gekommen war, hinter den kahlen Hügel, wo die Fahrzeuge stehen.

Die beabsichtigte Provokation ist gescheitert! Nachdem die sich entfernenden Fahrzeuggeräusche nicht mehr zu hören sind, sieht Alfred seinen Zugführer an. Sein Gesicht entspannt sich, ein Lächeln huscht darüber hin. „Die glauben tatsächlich, sie könnten uns in ihre Falle locken", sagt er, „dabei stecken sie selbst in einer Falle. Düpos auf dem Rückzug, das hört sich übrigens nicht schlecht an."

„Aber nur, weil wir uns ruhig und taktisch klug verhalten", ergänzt ihn der Zugführer, während er aufsteht. Er sagt das gleichsam als Anerkennung für Alfred und Harald. „Die können uns Fallen stellen, soviel sie wollen – sie werden immer leer bleiben, wenn wir uns taktisch richtig verhalten." *Rolf Dressel*

(Alle Namen wurden verändert, d. Red.)



Blick ins Gesicht

Der englische Admiral Lord Howe wurde eines Nachts hastig vom wachhabenden Leutnant geweckt: Das Schiff sei nahe der Pulverkammer in Brand geraten – sie könnte Funken fangen und alles in die Luft fliegen!
„Ob das geschehen wird", meinte Howe gelassen und zog sich ganz langsam an, „werden wir ja bald wissen ..."
Inzwischen eilte der Leutnant nochmals zur Brandstelle und kehrte zurück mit dem Ruf: „Sie brauchen keine Angst zu haben, Sir – das Feuer ist gelöscht!"
„Was meinen Sie mit Angst?" erwiderte Howe. „In meinem ganzen Leben hab' ich noch nie Angst gehabt." Dann sah er dem Leutnant scharf ins Gesicht und fuhr fort:
„Wie ist eigentlich das Gefühl eines Menschen, der Angst hat? Wie er a u s s i e h t, brauche ich ja n i c h t z u f r a g e n ..."

Abfuhr

Detlev von Liliencron sagte einem Offizier, der sehr mit seinen adligen Ahnen protzte: „Sie erinnern mich an eine Kartoffel, Herr Oberstleutnant!" – „Wieso?" verwunderte sich der Offizier. „Bei der liegt das Beste auch unter der Erde!"

Der tapfere »Oberste Feldherr«

Dem Grafen Paar, Flügeladjutanten des österreichischen Kaisers Franz Joseph I., legte man nach längerer Dauer des ersten Weltkrieges nahe, der Kaiser solle sich doch einmal an die Front begeben. Es sei wegen der „Stimmung" – wenn die Soldaten einmal ordentlich Gelegenheit hätten, Hoch zu schreien, dann ...
„Tja", meinte Graf Paar stirnrunzelnd, „da werden wir wohl noch a bisserl warten müssen, bis die Front näher bei Wien is ..."

Trost

So manchem Soldaten kann es einmal geschehen, daß er im Quartier weder Bett noch Daunendecke vorfindet, sondern auf einer Schütte Stroh, mitunter gar auf harter Erde schlafen muß. Da sei an das Trostwort des Generals Blücher erinnert, der auch einmal mit einem recht dürftigen Nachtlager ohne wärmende Hülle vorliebnehmen mußte. Er half sich mit folgendem klassischen Ausspruch darüber hinweg:
„Ick weiß mir in solchem Falle janz jut zu helfen. Ick lege mich uf den Rücken und decke mich mit dem Bauche zu ..."

Der Gegenwert

Bei den Kämpfen in Vietnam gelang es einer Einheit der vietnamesischen Volksarmee, einen hohen Offizier der französischen Truppen zu schnappen. Nach wenigen Stunden meldeten sich beim vietnamesischen Truppenkommandeur französische Unterhändler, um über einen Austausch des „hohen" Gefangenen zu verhandeln.
„Wir sind vom Oberkommando ermächtigt, Ihnen einige Ihrer Leute auszuliefern, wenn Sie unseren Offizier freigeben."
„Nein!"
„Und Ihr Gegenvorschlag?"
„Das höchste, was ich für einen französischen Räuber im Austausch verlangen kann, sind zwei Dutzend Büchsen K o n d e n s m i l c h ..."





Der Koch

Ein Londoner Hotel stellte einen neuen Koch ein. Als er seine erste Suppe fertig hatte, nahm der Geschäftsführer die übliche Kostprobe. Er streifte den Kochkünstler mit einem bittersüßen Lächeln und fragte mit umflorter Miene: „Sie haben im Kriege gedient?“

„Jawohl – ich war von 1943 bis Kriegsende Mannschaftskoch und bin dreimal verwundet worden.“

„Da hatten Sie Glück, Mann. Ein Wunder, daß man Sie nicht erschossen hat!“

Der Leutnant und die Maus

Von alters her wird im Kölner Domschatz unter anderen Raritäten auch eine silberne Maus aufbewahrt. Unlängst kam ein neugebackener Leutnant der Bundeswehr von auswärts nach Köln; besichtigte in einer dienstfreien Stunde den Dom und ließ sich auch die Kostbarkeiten zeigen. Der Führer erzählte, daß man vor Jahrhunderten, als Köln einmal von einer schrecklichen Mäuseplage heimgesucht worden sei, die silberne Maus in feierlichem Umzug durch die Straßen der Stadt getragen habe, worauf alle Mäuse mit einem Schlag verschwunden seien und die Einwohner dankerfüllt aufgeatmet hätten. Der Leutnant griente „überlegen“.

„Und ihr dußligen Kölner“, näselte er, „glaubt noch an so was!“

„Näh, Herr Leutnant“, protestierte der Küster, „wenn mr daran heute noch glauwe dähte, hätte mr schon lange ne s i l b e r n e N A T O - L e u t n a n t durch Kölle jedrage!“



Illustrationen: Horst Bartsch

Mademoiselle »Doris«

(Fortsetzung von Seite 54)

funkgeräte, auf Werkzeuge, Modellmotoren, Textilien, Seife und – Parfümflaschen.

Die Sekretärin tritt ins Zimmer.

„Der kriminaltechnische Untersuchungsbericht“, meldet sie.

Hastig überfliegt Werner Ekkehart den Bericht. Ein zufriedenes Lächeln wandert über sein Gesicht.

„Na also“, meint er. „Das Einbruchswerkzeug wäre gefunden. Auch die Fingerabdrücke stimmen: Herbert Pahl, Karl Fuchs und – Fred Hegewald!“

„Diese Burschen!“ sagt der Hauptmann ergrimmt. „Haben das doch gar nicht nötig. Leben in geordneten Verhältnissen, verdienen nicht schlecht, unser Staat bietet ihnen glänzende Perspektiven – unglaublich!“

„Tja“, ergänzt Werner Ekkehart. „Noch dazu dieser Hegewald. Solch ein aufgeweckter und sympathischer Junge – und dabei das Haupt der Bande. Fühlte sich wie ein richtiger Gangsterchef, ließ sich von den anderen nur mit „Boß“ anreden. Ursachen: Übersteigertes Geltungsbedürfnis durch Fehler in der Erziehung – nicht in die richtigen Bahnen gelenkter Tatendrang. Wahrscheinlich hat sich auch niemand so richtig um ihn gekümmert.“

„Und Elke Preßler, seine Freundin?“

„Habe ich ihn auch gefragt. ‚Mein Doppelleben!‘ sagte er lakonisch und schien auch noch stolz darauf zu sein. Bei den anderen beiden ist es ähnlich.“

Langsam geht der Hauptmann im Zimmer auf und ab.

„Dieser Hegewald organisierte also die Einbrüche“, rekapituliert er.

„Ja. Zusammen mit Pahl führte er sie dann aus und nahm die Diebesbeute sowie das Werkzeug in ‚Verwahrung‘. Später kam Fuchs hinzu, der die letzten beiden Einbrüche mitmachte und darauf bestand, daß die Beute von nun an geteilt würde.“

Unvermittelt bleibt der Hauptmann vor Ekkehart stehen. „Woher wußten Sie eigentlich“, fragt er, „daß Fred Hegewald an den Einbrüchen beteiligt ist?“

„Ja, wissen Sie“, sagt der Leutnant ein wenig verlegen, „Gewißheit erhielt ich erst durch Pahl, als der unter dem Eindruck des Briefes seiner Braut weich wurde, und ich den Hegewald ganz plötzlich ins Gespräch brachte. Da hat er dann ausgepackt. Ein noch unbestimmter Verdacht kam mir allerdings schon, als ich mich das erste Mal mit Hegewald unterhielt . . .“ Fragend blickt der Hauptmann hoch.

„Na ja“, fährt Werner Ekkehart lächelnd fort und greift nach einem der Flakons mit dem großflächigen Siegel, „es fällt doch auf, wenn sich ein junger Mann parfümiert – und noch dazu mit einem solch ausgefallenen Fabrikat wie ‚Mademoiselle Doris‘.“

4. Oktober: Tag der Raumfahrt

Weltraumforscher oder -krieger?

Von H. J. Nitschmann,
Leiter der Sternwarte und Satellitenbeobachtungsstation Bautzen

Dieser 4. Oktober des Jahres 1957 versprach, ein herrlicher Tag zu werden. Strahlend erhob sich die Herbstsonne über den endlosen Weiten der kasachischen Steppe. Unweit der Stadt Baikonur aber, inmitten eines abgeschiedenen, waldbestandenen Gebietes, hatte man an jenem Tage nicht die Zeit, die Schönheit der Natur zu bewundern: Steil aufgerichtet glänzte der silbrige Leib einer mächtigen kosmischen Rakete in den Strahlen der Morgensonne, bereit, nach dem Willen des Menschen den ersten künstlichen Himmelskörper in eine Umlaufbahn um unseren Planeten Erde zu tragen. Mit hundertfach geübten, ruhigen und sicheren Handgriffen überprüften Ingenieure und Techniker ein letztes Mal die Aggregate des gigantischen Raketenzuges. Dann trat Stille ein, der weite Platz war menschenleer. Nur im Kommandostand, in sicherer Entfernung vom Startplatz, wurde weiter pausenlos gearbeitet, zählte man die letzten Sekunden bis zum Start: 3 – 2 – 1 – Start! Mit donnerndem Getöse löste sich die mächtige Rakete vom Boden, ganz langsam zuerst, dann schneller und schneller werdend, bis nach kurzer Zeit auch der gleißende Lichtpunkt am hellen und fast wolkenlosen Himmel den Blicken entschwand. Planmäßig und präzise lösten sich die einzelnen Raketenstufen, und knappe fünf Minuten nach dem Start beendeten auch die Triebwerke der letzten Stufe ihre Arbeit: Sputnik 1, der erste künstliche Satellit, befand sich auf der vorgesehenen Umlaufbahn um unsere Erde!

Heute, da wir den „Tag der Raumfahrt" zum sechsten Male begehen, lohnt sich ein Rückblick auf die vergangenen Jahre, lohnt es sich, noch einmal die wesentlichsten Etappen zu betrachten, die menschlicher Forschergeist auf dem Wege in ein neues, das kosmische Zeitalter, zurücklegte. Erinnern wir uns: Bereits am 3. November 1957 startete in der Sowjetunion der zweite künstliche Erdsatellit, Sputnik 2. Mit ihm umkreiste das erste Lebewesen, die Hündin Laika, unsere Erde.

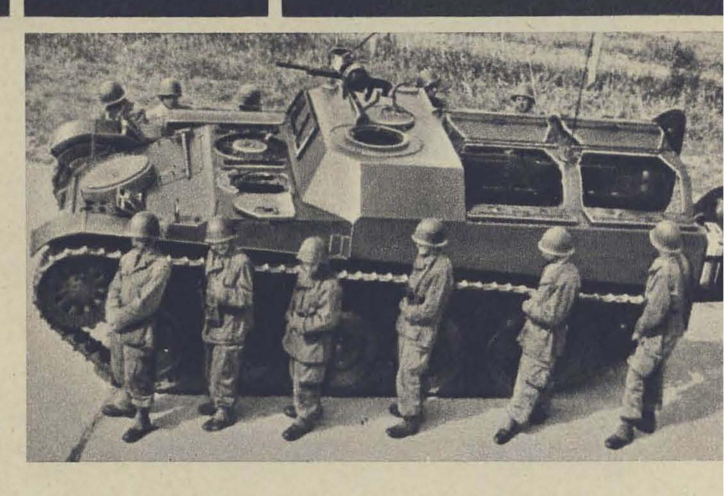
Der 15. Mai 1958 stand im Zeichen des dritten sowjetischen Erdsatelliten, der mit seinem enormen Gewicht von rund 1,3 Tonnen bereits ein umfangreiches kosmisches Laboratorium darstellte. Am 2. Januar 1959 vollzog die sowjetische Wissenschaft mit dem erfolgreichen Start von Lunik 1 den ersten Schritt in Richtung Mond. Der 12. September 1959 brachte uns den Start von Lunik 2, und am 4. Oktober 1959 wurde der sowjetische künstliche Erdsatellit Lunik 3 in eine langgestreckte Umlaufbahn um unsere Erde gebracht. Es würde freilich im Rahmen dieses Beitrages zu weit führen, auch die vielen anderen bedeutenden Erfolge der friedlichen sowjetischen Wissenschaft, wie die Starts der Raumsonden zu den Planeten Venus und Mars, den Start der vierten Mondsonde, Lunik 4, sowie die umfangreiche Serie der Satelliten des Kosmos-Typs zu betrachten. Denken wir nur noch einmal an die Flüge der sowjetischen Kosmonauten, die für sich sprechen und einmal mehr den bedeutenden Vorsprung der sowjetischen Wissenschaft und Technik auf dem Gebiet der friedlichen Erforschung des Alls veranschaulichen.

Auch die USA konnten seit dem Start ihres ersten künstlichen Erdsatelliten Explorer 1, am 31. Januar 1958, eine Reihe Erfolge bei der Erforschung des kosmischen Raumes verbuchen. Wir denken dabei vor allem an die interessanten und wissenschaftlich wertvollen Wetterbeobachtungssatelliten der Tiros-Serie, die Fernseh- und Nachrichtensatelliten der Telstar-, Relay- und Syncom-Serie, an den geodätischen Blinkfeuersatelliten Anna 1 B und andere. Auch die mutigen Flüge der amerikanischen Kosmonauten an Bord ihrer technisch unzulänglichen Mercury-Raumkapsel gehören dazu.

Leider werden diese Erfolge durch eine Vielzahl militärischer Weltraumexperimente überschattet. Eines der jüngsten in der langen Reihe hat bei den Wissenschaftlern der ganzen Welt nicht nur Unverständnis, sondern Bestürzung und flammenden Protest ausgelöst: Die Wiederholung des 1961 mißglückten Projektes „WEST FORD", bei dem eine Atlas-D-Rakete den militärischen Satelliten Midas 4 in eine Umlaufbahn um die Erde brachte, der ein Paket mit 350 Millionen feinen Kupfernadeln – 18 mm lang und 1 bis 4 Mikron dick – ausstoßen sollte. Man beabsichtigte, damit einen sicheren und störungsarmen Funkverkehr zwischen den über den ganzen Erdball verteilten strategischen Stützpunkten der USA zu erreichen. Dieser, glücklicherweise

Fortsetzung auf Seite 69

Schützenpanzer AMX Frankreich



Taktisch-technische Daten:

Masse	12 t
Länge	5520 mm
Breite	2510 mm
Höhe	2170 mm
Panzerung	20 mm
Steigfähigkeit	60 %
Uberschreitfähigkeit	1900 mm
Kletterfähigkeit	650 mm
max. Geschwindigkeit (Straße)	65 km/h
Fahrbereich (Straße)	400 km

Der Schützenpanzer AMX ist das Standardfahrzeug der mech. Infanteriekompanien der französischen Armee. Er wurde auf der Basis des leichten Panzers AMX 13 entwickelt und bietet 13 Mann Platz. Ein 7,5-mm-MG ist seine Bewaffnung.

Bist du im Bilde?

Und wieder ist es ein Vollketten-SPW, den wir dir hier vorstellen, und den du in den einzelnen Bildausschnitten erkennen sollst. Sieh dir die Bilder gut an. Wenn du glaubst, die richtige Lösung gefunden zu haben, dann schreibe sie auf eine Postkarte, die du bis zum 1. 11. 1963 (Datum des Poststempels) an die „AR" schicken mußt. Unsere Adresse:

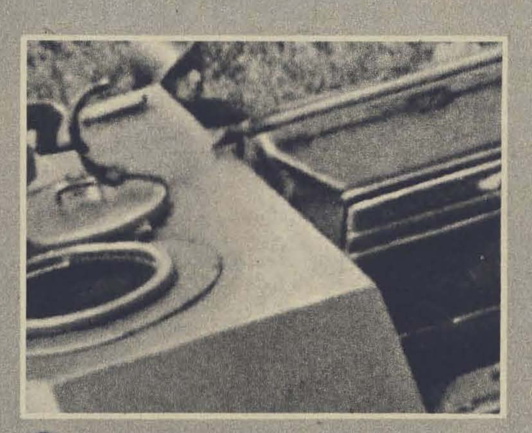
Redaktion „Armee-Rundschau"
Berlin-Treptow, Postschließfach 7986
Kennwort: „Bist du im Bilde?"

Unter den Einsendern mit richtiger Lösung ermitteln wir durch das Los fünf Gewinner, die 50,–, 20,– und 10,– DM sowie als 4. und 5. Preis ein wertvolles Buch aus dem Deutschen Militärverlag erhalten.

AUFLÖSUNG AUS HEFT 8/1963

So war es richtig: Die Bilder 3, 5 und 7 zeigten den „Sahara". Die Gewinner sind:

Gefr. H. Lipka aus Prora, 50,– DM
Heinz Rehberg aus Altentreptow, 20,– DM
K.-H. Färber aus Glauchau, 10,– DM
Gunthard Kering aus Gernrode/E., 1 Buch
Uffz. S. Wucheit aus Henningen, 1 Buch





1

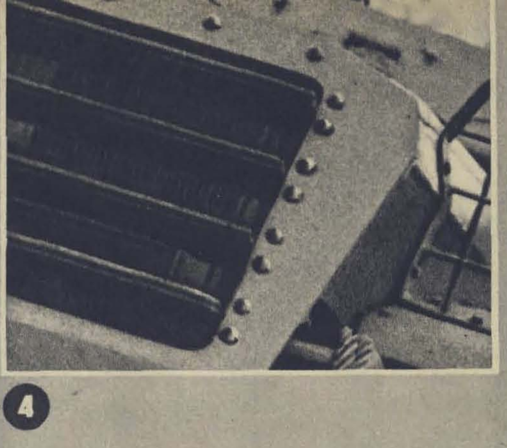


2

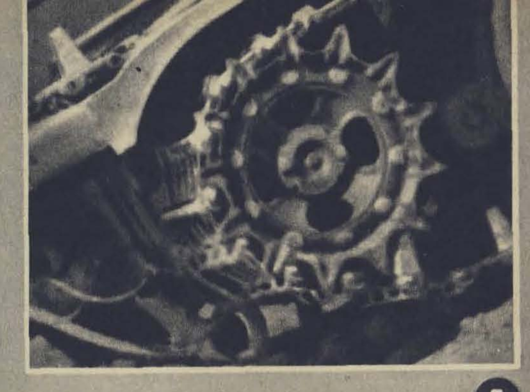


3





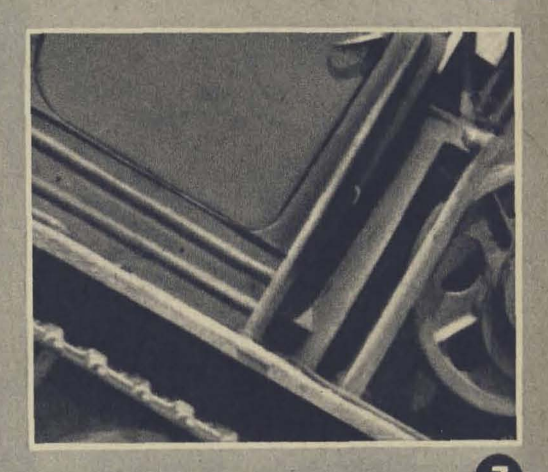
4



5



6

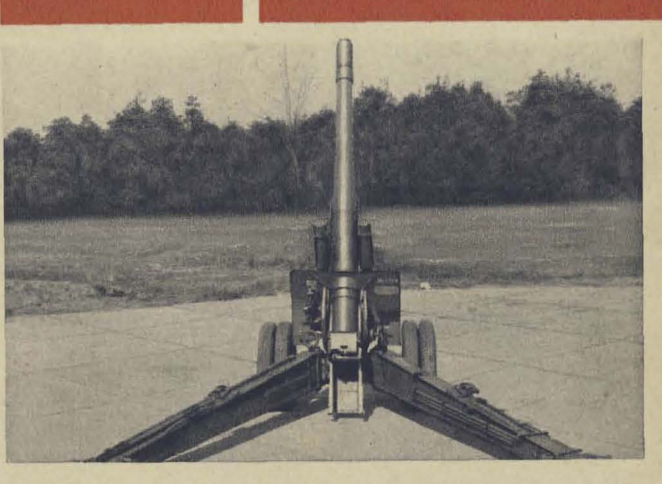


7

152 mm-Kanonenhaubitze UdSSR

Taktisch-technische Daten:

Maße (Marschlage)	7,9 t
Länge gesamt	8180 mm
Breite	2340 mm
Kaliber	152,4 mm
Kadenz	4 Schuß/min
Erhöhungswinkel	65°
max. Schußentfernung	um 17 000 m
Zugmittel	AT-S



Die 152-mm-Kanonenhaubitze ist in allen Armeen der Warschauer Vertragsstaaten im Einsatz. Sie dient der Unterstützung der mot.-Schützeneinheiten und Panzertruppenteile. Sie wird zum Vernichten und Niederhalten gegnerischer schwerer Waffen, lebender Kräfte und Panzerfahrzeuge sowie Feldbefestigungen eingesetzt.

Weltraumforscher oder -krieger?

(Fortsetzung von Seite 66)

mißlungene Versuch veranlaßte die Internationale Astronomische Union (IAU), sich anläßlich ihrer 11. Versammlung im August 1961 in Berkeley (Kalifornien) mit Fragen der Verunreinigung des kosmischen Raumes zu befassen und ernsthafte, von hohem Verantwortungsbewußtsein getragene Warnungen auszusprechen. Ungeachtet dessen und der Gefahren, die sich für Astronomie und Astronautik aus derart verwerflichen Verunreinigungen des erdnahen Raumes ergeben können, starteten die USA am 12. Mai dieses Jahres in Point Arguello einen weiteren Satelliten des Midas-Typs, der ein Paket mit insgesamt 400 Millionen Kupfernadeln in die Umlaufbahn trug. In einer Höhe von 3200 km erfolgte das Ausstreuen dieser Nadeln, die nun für wenigstens 5 Jahre einen rund 64000 km langen Dipolgürtel in einer polaren Umlaufbahn um unsere Erde bilden werden. Wissenschaftler aus aller Welt, auch aus den USA, legten gegen dieses neuerliche eigenmächtige Experiment einer kleinen Gruppe von USA-Militärs energischen Protest ein. So bezeichnete der Professor für Astronomie an der Universität in Cambridge, Hoyle, die Schaffung des Gürtels aus Kupfernadeln als ein „schweres Verbrechen wider die Vernunft".

Überhaupt werden die gewiß beachtlichen Erfolge der friedlichen amerikanischen Raumforschung erheblich von der Tatsache getrübt, daß die weitaus größte Zahl der in den USA gestarteten künstlichen Erdsatelliten rein militärischen Charakter tragen. So entfielen beispielsweise auf die bekanntgegebenen 48 Starts künstlicher Erdsatelliten 1962 in den USA nicht weniger als 35 Militär- und Geheimsatelliten, vornehmlich der Typen Discoverer, Samos, Midas und Transit.

Zahlenmäßig am stärksten vertreten sind dabei die Satelliten der Discoverer-Serie (Discoverer = Entdecker). Diese militärischen Satelliten dienten ursprünglich neben anfänglich wissenschaftlichen Untersuchungen dazu, Vorversuche für den später entwickelten Samos-Typ durchzuführen. Hauptziel der Discoverer-Flüge ist es, aus dem in der Umlaufbahn befindlichen Satelliten, der mit der Endstufe des Trägersystems starr verbunden ist, eine Instrumentenkapsel auszustoßen und wiederzugewinnen. Zu diesem Zweck wird der rund 5,8 m lange Satellitenkörper in der Umlaufbahn so gedreht, daß die Ausströmdüse des Bremstriebwerks gegen die Flugrichtung zeigt. Danach erfolgen das Abtrennen der Kapsel und das Zünden des Bremstriebwerks. Während sich der Satellitenkörper in der Umlaufbahn um die Erde weiterbewegt, taucht die Instrumentenkapsel in die Erdatmosphäre ein, wo sich in einer bestimmten Höhe ein Lastfallschirm entfaltet, der die Kapsel langsam sinken läßt. Wie bei den bemannten amerikanischen Erdsatelliten des Mercury-Typs erfolgt auch hier der Niedergang über dem offenen Meer. Ziel dieser Unternehmen ist es mit hoher Wahrscheinlichkeit, Filmmaterial, das während des Überfluges über fremde Territorien belichtet wurde, zur Auswertung zur Erde zurückzuführen und so eine Art „unbemannten Luftaufklärer" zu entwickeln.

Über den Aufbau der Satelliten des Samos-Typs sind nur sehr wenige Einzelheiten bekannt geworden. Wie die Discoverer-Satelliten sind auch die der Samos-Serie fest mit der Endstufe des Trägersystems verbunden. Wie uns der Name Samos (Anfangsbuchstaben von „Satelliten and Missile Observation System" = Satelliten- und Raketenbeobachtungssystem) sagt, handelt es sich bei diesen Raumkörpern um Vertreter der sogenannten „Frühwarn"-Satelliten. Sie tragen darüber hinaus eine fotografische Ausrüstung an Bord, deren Filmmaterial wie bei den Discoverer-Satelliten durch Rückkehrkapseln wiedergewonnen werden soll.

Den Samos-Satelliten äußerlich recht ähnlich, nur etwas länger, sind die Militärsatelliten des Typs Midas. Der Name Midas ist gebildet aus den Anfangsbuchstaben von „Missile Defense Alarm System" = Raketenabwehr-Warnsystem. Diese Frühwarnsatelliten sind unter anderem mit einer Anzahl von Infrarotdetektoren ausgerüstet, die auf die heißen Abgasstrahlen startender oder sich in der aktiven Flugphase bewegender Raketen ansprechen und diese möglichst genau orten sollen. Auch hofft man, mit ihrer Hilfe genaue Koordinaten von Raketenstartplätzen zu erhalten. Darüber hinaus führen die Satelliten dieses Typs noch andere Aufgaben, wie beispielsweise den schon besprochenen Aufbau des Dipolgürtels um unsere Erde, durch. Schließlich seien noch die Satelliten des Typs Transit genannt, die vor allem den Zweck haben, ein erdumspannendes Navigationssystem für die mit Polaris-Raketen ausgerüsteten amerikanischen Atom-U-Boote zu bilden.

Die im vorigen Jahr in großer Höhe, an der Grenze zum Weltraum, von den USA vorgenommenen Kernwaffenexplosionen sind uns allen noch in Erinnerung. Sehr bald stellte sich damals die Gefährlichkeit dieser Experimente heraus, denn entgegen den Versicherungen der amerikanischen Militärs traten lang andauernde Veränderungen im Zustand des erdnahen Raumes ein.

Alle vernünftigen Menschen wenden sich energisch gegen jeden Mißbrauch des erdnahen und kosmischen Raumes für militärische Zwecke und begrüßen deshalb mit Freude und Genugtuung die Unterzeichnung des Abkommens über die Einstellung der Kernwaffenversuche in der Atmosphäre, unter Wasser sowie im Weltraum.



Als „lebendiges Bilderbuch" ...

... werden Sie die Projektion Ihrer selbstgedrehten Filme empfinden. Sie werden Ihre Freude daran haben, umsomehr, wenn Sie als Projektor den leistungsfähigen PENTAX P 80 verwenden.
Dieser elegante 8 mm - Projektor begeistert schon allein durch sein modernes Aussehen und seine dezente Farbgebung, wird Sie jedoch auch in seiner Leistung nie enttäuschen.

PENTAX P 80

Seine charakteristischen Merkmale:

- *Zentrale und einfache Bedienung*
- *Veränderliche Laufgeschwindigkeit von 12 ... 24 Bilder/sec*
- *Neuartiges Spiegelsystem mit 12 V 50W-Projektionslampe*
- *Lichtstarkes Spezialobjektiv Prokinar 1,4/17,5 mm*
- *Geräuscharmer Lauf*
- *Bequemer Transport des nur 5 kg schweren Gerätes in moderner Reißverschlußtasche oder mittels eines am Projektor flach anliegenden Tragegriffes.*

Preis DM 370,-





VEB KAMERA- UND KINOWERKE DRESDEN

SOLDATEN

Ein Sammelband mit populärwissenschaftlichen Berichten, Reportagen und Erzählungen über die Soldaten der Nationalen Volksarmee, ihre Waffen und ihre technische Ausrüstung.

Herausgegeben
von Werner Curth und Ursula Tabbert

Illustriert
von Eberhard Binder-Stassfurt

352 Seiten, Farbtafeln, Farb- und Schwarzweißfotos sowie Zeichnungen, Ganzleinen mit Schutzumschlag, etwa 18,60 DM

Hier eine Auswahl aus dem Inhaltsverzeichnis:

Kanonen – Haubitzen – Werfer
Vom Feuerrohr zur MPi
Die Fliegerei braucht ganze Kerle
Entwirrtes Seemannsgarn
Geballte Kraft – Sprengstoffe
Zwischenfall bei der Ubung

Unsere Bücher erhalten Sie in jeder Buchhandlung und durch den Buch- und Zeitschriftenvertrieb Berlin, Berlin C 2, Rungestraße 20.

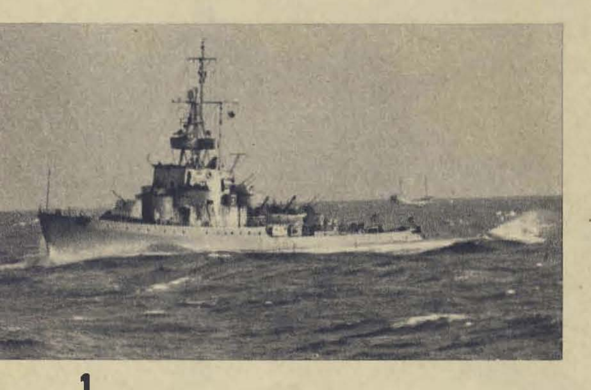
DMV DEUTSCHER MILITÄRVERLAG




HN
Herrenmode von herrenmode
DRESDEN A 21, BÄRENSTEINER STRASSE 16/18
VEB herrenmode DRESDEN · DER SPEZIALBETRIEB FUR KAMMGARNANZUGE

Das FOTO für Sie

Alle Leser, die „Das Foto für Sie" beziehen möchten, kreuzen auf der Kontrollmarke die Nummer der Bilder an, von denen sie einen Fotoabzug 18 x 24 cm erwerben möchten, schneiden die Kontrollmarke aus und kleben diese auf den Empfängerabschnitt einer Zahlkarte, mit der sie je Fotoabzug 2,– DM an den Deutschen Militärverlag, Berlin-Treptow, Postscheckkonto Berlin 405 55, überweisen. – Bestellung und Bezahlung erfolgen somit gleichzeitig. Die Fotos stellt der Verlag kostenlos zu. – Achtung! Alle Leser, die „Das Foto für Sie" jeden Monat bestellen, erhalten zu Beginn des neuen Jahres gegen Einsendung der 12 Stempelaufdrucke aus den Versandtaschen 3 noch nicht veröffentlichte Fotos kostenlos. Die Versandtaschen deshalb nicht wegwerfen.



1

2



3

Das FOTO für Sie 10/1963	BILD 1	BILD 2	BILD 3

NACH DIENST in der BASTELECKE

Polytechnik für den Rationalisator (VII)

„Die Löcher sind ja nun alle gebohrt", sagt Soldat Krause zu seinem Freund Erich, „aber trotzdem mußt Du mir noch weiterhelfen, in verschiedene Bohrungen muß ja noch Gewinde eingeschnitten werden." „Warte einen Moment, das muß ich Dir vormachen und dabei erklären", meint sein Freund Erich. Danach geht er zum Werkzeugschrank und sucht die einzelnen Werkzeuge zusammen, die man zum Anfertigen eines Gewindes braucht.

Senken und Gewindeschneiden

Beim Bohren entsteht ein Grat, der durch Nacharbeit entfernt werden muß. Meist genügt dazu ein größerer Bohrer. In der industriellen Fertigung verwendet man dafür einen Spitzsenker, auch Krauskopf genannt. Will man in der Bohrung eine Senkkopfschraube oder einen Senkkopfniet unterbringen, so muß man eine kegelige Vertiefung vorsehen (Abbildung 1). Dazu kann man ebenfalls einen Spiralbohrer oder den Spitzsenker verwenden. Allerdings muß man beachten, daß der Spitzenwinkel folgende Werte aufweist:

für Senkkopfschrauben 90
für Senkkopfnieten 75 .

Vertiefungen für zylindrische Kopfschrauben bohrt man mit einem Zapfensenker auf.
Lösbare Verbindungen werden durch Verschrauben hergestellt. Schrauben tragen ein Außengewinde, Muttern ein Innengewinde. Die Gewinde werden mit speziellen Schneidwerkzeugen hergestellt, und zwar Außengewinde mit dem Schneideisen, Innengewinde mit dem Gewindebohrer. Während bei Außengewinden der Schaftdurchmesser gleich dem Gewindedurchmesser ist, muß das Kernloch für das Innengewinde kleiner sein. Als Regel kann gelten, daß das Kernloch um den Faktor 0,8 kleiner ist als der Gewindedurchmesser, also

Kernlochdurchmesser = 0,8 · Gewindedurchmesser.

Die wichtigsten metrischen Gewinde haben folgende Abstufungen:

M 1,7; M 2; M 2,6; M 3; M 3,5; M 4; M 5; M 6; M 8 usw.

Neben den normalen metrischen Gewinden gibt es noch ein Feingewinde, dessen Steigung besonders angegeben wird, z. B. M 10-1.

Das ringförmige Schneideisen für Außengewinde wird in einen Schneideisenhalter gespannt. Man kann es als eine Mutter ansehen, bei der das Gewinde durch Aussparungen in kleine Schneidstähle aufgeteilt wurde. Für jede Gewindeform und -größe muß ein anderes Schneideisen verwendet werden. Das Außengewinde wird in einem Arbeitsgang fertiggeschnitten. Den Gewindeschaft fast man etwas an, damit das Schneideisen gut anschneidet. Ein entsprechender Druck beim Anschneiden läßt das Schneideisen gut fassen. Nach dem Anschneiden wird es ohne Druck auf den Gewindeschaft gedreht. Damit kurze Späne entstehen, dreht man ab und zu zurück, dabei fallen die Späne durch die Nuten heraus.
Weil die Spanabfuhr beim Gewindebohren ungünstig ist, wird das Innengewinde in drei Arbeitsgängen geschnitten (Abbildung 2). Der Vorschneider nimmt etwa 60 Prozent des zu entfernenden Werkstoffes weg. Der Mittelschneider entfernt noch mal 30 Prozent, während der Fertigschneider das Innengewinde auf Nennmaß bringt. Die Gewindebohrer sind am Schaft entsprechend mit Zahlen oder Ringen gekennzeichnet.
Zum Drehen wird auf das Vierkantende ein Windeisen gesetzt. Beim Anschneiden muß darauf geachtet werden, daß der Gewindebohrer senkrecht ansetzt. Das Schneiden des Gewindes erfordert Übung und Fingerspitzengefühl, denn bei jedem stärkeren Widerstand muß sofort zurückgedreht werden, damit sich die Späne lockern und durch die Spannuten abgleiten können. Nichts ist ärgerlicher als ein abgebrochener Gewindebohrer, dessen Ende im Werkstoff steckenbleibt. Da das Schneidwerkzeug stark beansprucht wird, ist auf jeden Fall beim Schneiden etwas Öl zum Schmieren zu verwenden.

Ing. Schubert

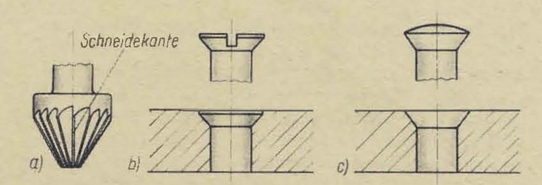


Abb. 1: Spitzsenker (a); richtige Senkung für Senkkopfschraube (b) und für Senkkopfniet (c).

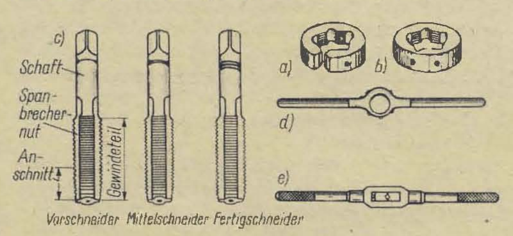
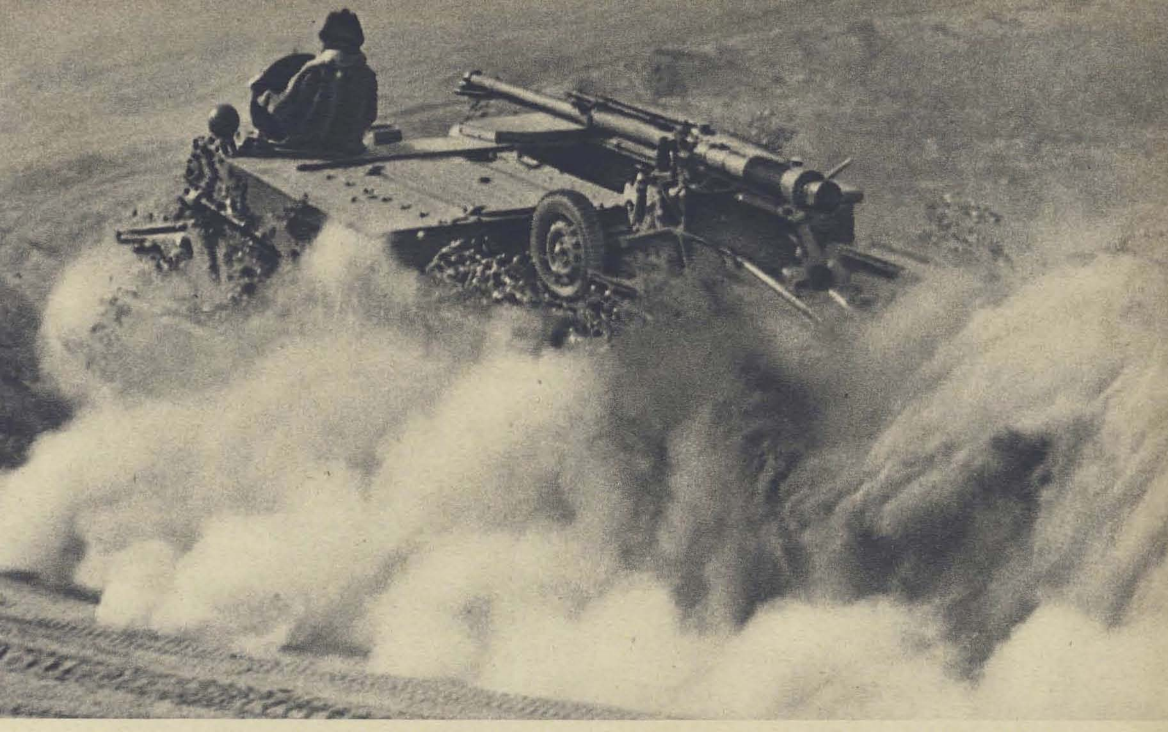


Abb. 2: Gewindeschneidwerkzeuge; offenes Schneideisen (a), geschlossenes Schneideisen (b), kompletter Satz Gewindebohrer (c), Schneideisenhalter (d), verstellbares Windeisen (e).



Hohes Angriffstempo ist auch die Devise der tschechoslowakischen Panzer- und mot. Schützeneinheiten.

Das Bestenquartett

Statt eines Manöverberichtes

Ein festlich beleuchteter Saal, spiegelndes Parkett. An den Tischen rings um die Tanzfläche sitzen auffallend viele hübsche Mädchen. Erwartungsvolle Blicke gehen zur Tür. Da sind sie! Soldaten in olivgrünen, erdbraunen und steingrauen Uniformen betreten den Saal. Die Glaswerker von Weißwasser haben Delegationen der am Manöver „Quartett" beteiligten Armeen zu Gast.
Von Herzen kommende Begrüßungsworte und die Rhythmen des Tanzorchesters lassen die Befangenheit der ersten Minuten schnell verfliegen. Bald herrscht auf dem Parkett beängstigende Enge. Mitten unter den Soldaten sieht man den 1. Sekretär des Zentralrates der FDJ, Horst Schumann, und Generalleutnant Heinz Keßler, Ehrengäste dieses Abends.
Niemand weiß, wer zuerst den Gedanken aussprach, die besten Soldaten der vier Armeedelegationen dem Genossen Schumann vorzustellen.
Dann stehen sie vor ihm: Feldwebel Albert Leontjew, Komsomolze, Panzerfahrer der 2. Klassifizierungsstufe; Soldat Günter Baron, Kraftfahrer in einem polnischen Pionierregiment; Unterfeldwebel Jerzy Jecny, Zugführer eines mot. Schützenzuges der Tschechoslowakischen Volksarmee und Unteroffizier Günter Lemke, Panzerkommandant in einem Regiment der Nationalen Volksarmee. Ein Quartett im Kleinen. Bescheiden berichten sie, wie jeder an seinem Platz zum Erfolg des großen Manövers beigetragen hat.

●

Kurz vor Tagesanbruch beziehen Einheiten eines polnischen Pionierregiments in der Nähe eines Flußlaufes ihren Bereitstellungsraum. Hinter den schweren Brücken- und Straßenbaugeräten steht ein grüner GAS-Kübelwagen. Hohe Peitschenantennen kennzeichnen ihn als Kommandeursfahrzeug. Soldat Baron, dem Fahrer des GAS, gelingt es nur mit Mühe, sich wach zu halten. Nein, nur jetzt nicht müde werden, da jeden Augenblick der Angriff beginnen kann. Noch einmal vergegenwärtigt er sich die letzten Stunden. Es war gegen Mitternacht, als gemeldet wurde, daß ein Brückenbaugerät durch Motorschaden ausgefallen sei. Soldat Baron, der selbst schon ein solches Gerät gefahren hat, bat den Kommandeur, bei der Reparatur mithelfen zu dür-

fen. Nach vier Stunden harter Arbeit im Licht einer Handlampe war es geschafft.
Das Dröhnen von Detonationen reißt den Kraftfahrer aus seinen Gedanken. Hinter dem Feuervorhang rollen die Pionierfahrzeuge nach vorn. In den entscheidenden Minuten des Kampfes um den Brückenkopf bleibt keines zurück.

●

An einer kleinen Anhöhe haben Einheiten der Seite „Blau" eine stützpunktartige Verteidigungsstellung ausgebaut. Gegen sie richtet sich der Hauptstoß der gegnerischen Kräfte. Unter dem Schutz massierten Artilleriefeuers und pausenloser Jagdbomberangriffe setzt die Seite „Rot" Luftlandetruppen mit Hubschraubern ab. Hinter ihnen folgen die Panzerspitzen der ersten Staffel. Die ununterbrochen aufspritzenden Erdfontänen lassen erkennen, wie erbittert um die Anhöhe gekämpft wird. In dieser, für die Verteidiger äußerst kritischen Situation, hört Unteroffizier Lemke in seinem Kopfhörer das lang erwartete „Vorwärts!". Eine Kavalkade stählerner Kolosse bricht aus dem Gehölz hervor. Unteroffizier Lemke weist seinem Richtschützen das erste Ziel zu. Aus der Kanone des T 54 zuckt ein Feuerstrahl. In hohem Tempo stoßen die Panzer in die Flanke des Gegners und lähmen die Wucht seines Angriffs. Gerade zur rechten Zeit.
Unter den vielen hervorragenden Leistungen während des Manövers sei es schwer, einzelne hervorzuheben, sagte Armeegeneral Hoffmann am Abschlußtag. Er nannte nur eine Einheit, die für viele steht: Die Kompanie, der Unteroffizier Lemke angehört.

●

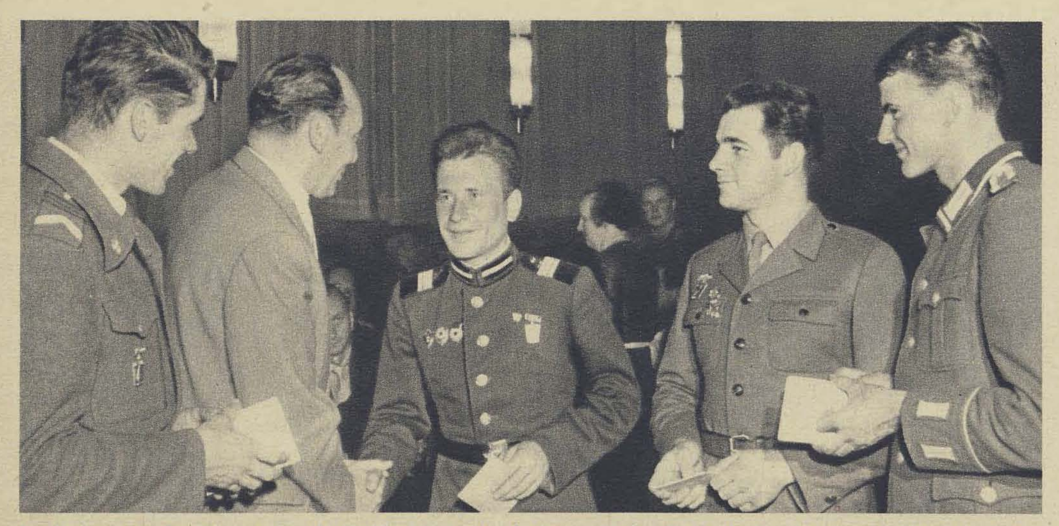
Der Tag neigt sich seinem Ende zu. Nur hin und wieder flackern kurze Feuerstöße auf. Doch Sergeant Leontjew, der Fahrer des T 54, der gedeckt hinter einer Senke steht, weiß, diese vermeintliche Ruhe wird nur noch wenige Minuten andauern.
Ein silberner Pfeil huscht lautlos über das Gefechtsfeld und steigt raketengleich in den wolkenlosen Himmel. Unter ihm bricht ein Feuerorkan los. Nun haben die Panzer das Wort. Kaum hat der T 54 die Deckung verlassen, erhöht Albert Leontjew schnell die Geschwindigkeit. Er läßt keinen Blick von dem Geländestreifen vor seinem Kampfwagen. Geschickt umfährt er die Hindernisse und fängt die von den tückischen Bodenwellen ausgehenden Schwingungen ab. In schneller Fahrt jagen die T 54 auf die gegnerischen Stützpunkte zu. Der kurze, harte Abschußknall ihrer Panzerkanonen fällt in den Gefechtslärm ein. Welch hohe Fahrkunst gehört dazu, um bei diesem Angriffstempo den Gegner sicher zu treffen?

●

Für Jerzy Jecny, den Unterfeldwebel der Tschechoslowakischen Volksarmee ist das Manöver an diesem Abend noch nicht beendet. Erst am darauffolgenden Nachmittag erwartet sein mot. Schützenzug das Signal zum Angriff. Er ist als bester Zugführer in der Heimatgarnison ausgezeichnet worden. Sein Grundsatz, je gründlicher wir uns vorbereiten, um so leichter wird für uns die Übung sein, hat ihn und seine Soldaten auf den ersten Platz in der Kompanie geführt. Die Freunde neben ihm sind gewiß, daß er sein Examen ebenso gut wie sie bestehen wird.

Einer der vier bittet abschließend den Genossen Schumann, mit ihnen eine Karte zu unterschreiben, die das Symbol des Manövers trägt: Die Gewehrpyramide vor den gebundenen Getreideähren . . .

Fred Haubert



Im Kultursaal der Glaswerker in Weißwasser: Der 1. Sekretär des Zentralrates der Freien Deutschen Jugend begrüßt das Bestenquartett. Von links: Unterfeldwebel Jerzy Jecny, Horst Schumann, Feldwebel Albert Leontjew, Soldat Günter Baron und Unteroffizier Günter Lemke.



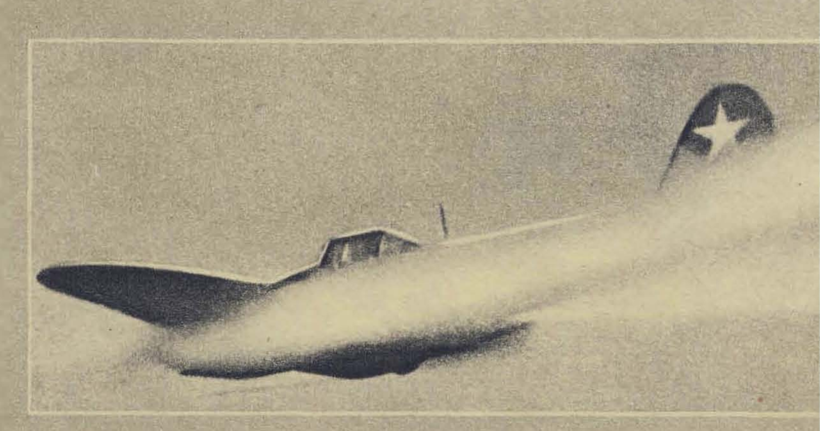
KLASSE Luft-Luft

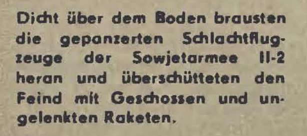
Wußten Sie eigentlich schon, daß in den letzten Jahren des zweiten Weltkrieges die Raketen als Flugzeugbewaffnung zwar bereits zum Einsatz kamen, aber Bordkanonen und MG noch den Vorzug hatten?
Ja, in der Tat, es war so. Die sowjetischen Schlachtflugzeuge vom Typ Il-2 waren u. a. bereits mit Raketen ausgerüstet, die sie bei ihren Schlägen gegen die faschistischen Aggressoren einsetzten. Allerdings waren das ungelenkte Luft-Boden-Raketen, die hauptsächlich gegen Flächenziele abgeschossen wurden.
Im Luftkampf und bei der Bekämpfung kleiner Erdziele dominierten Bordkanone und MG. Diese Waffen trafen weit genauer, d. h. die Vernichtung des Luftgegners u. a. Ziele war hier hochgradiger gewährleistet als bei der noch unausgereiften Rakete.
Heute sind die Raketen aus den Kinderschuhen heraus, sie wurden vervollkommnet und zeigen sich jetzt der früheren Flugzeugbewaffnung weit überlegen. Entsprechend den Aufgaben der verschiedenen Flugzeugarten, entweder Luft- oder Erdziele zu bekämpfen, wurden Raketen konstruiert, die wir gegenwärtig in der Flugzeugbewaffnung als Raketen der Klasse Luft-Luft und Raketen der Klasse Luft-Boden kennen. Die letztere Gattung soll uns zu einem späteren Zeitpunkt als Gegenstand einer Betrachtung dienen.
Worin zeigt sich die Überlegenheit der gelenkten Luft-Luft-Raketen? Betont sei hierbei „gelenkt", da sich ungelenkte Raketen in ihrer Reichweite und Treffgenauigkeit nicht wesentlich von modernen Bordkanonen unterscheiden.
Ein Jagdflugzeug, das mit Kanonen bewaffnet ist, muß sich etwa bis auf 800 Meter dem Gegner nähern, wenn das Feuer wirkungsvoll sein soll. Die großen Geschwindigkeiten gestatten zudem nur Angriffe von hinten in einem engen Sektor. Die Flugmanöver, die das Jagdflugzeug ausführen muß, um in den Rücken des Gegners zu gelangen, nehmen dabei kostbare Minuten und Sekunden in Anspruch.
Dagegen ist ein Jagdflugzeug, das gelenkte Luft-Luft-Raketen trägt, weitaus günstiger dran. Es kann seine Raketen bereits mehrere Kilometer vom Gegner entfernt starten, wobei es nicht un-

bedingt von hinten, sondern auch von vorn oder von der Seite angreifen kann.
Während die größere Streuung der ungelenkten Raketen dazu zwingt, Salven zu schießen, gestattet die Treffsicherheit der gelenkten Raketen den Einzelstart.
Gelenkte Luft-Luft-Raketen sind meist einzeln unter den Tragflächen aufgehängt. Die ungelenkten Raketen dagegen sind in Kassetten untergebracht, die unter dem Rumpf oder den Flächen hängen oder sich aus dem Rumpf ausfahren lassen. Da das Kaliber der Luft-Luft-Raketen zwischen 40 und 60 mm schwankt, kann ein Flugzeug eine stattliche Anzahl davon mitführen. Natürlich wird die Anzahl der Bestückung davon abhängig sein, ob das Flugzeug mit Zusatzbehältern für Treibstoff fliegt oder nicht.
Wie lassen sich Luft-Luft-Raketen lenken? Eine Möglichkeit besteht z. B. darin, sie im Funkstrahl des Funkmeß-Visiers, der auf das Ziel gerichtet ist, fliegen zu lassen. Da in diesem Falle die Rakete eine Antenne am hinteren Ende haben muß, sind verschiedentlich die Schubdüsen in die Seitenwände der Rakete eingebaut, so daß der Gasstrahl schräg nach hinten austritt. Andere Raketen wiederum sind mit Zielsuchgeräten ausgerüstet.
Es gibt mehrere Zielsuchsysteme. Sehr verbreitet ist zum Beispiel die Selbstlenkung, die in eine passive, aktive und halbaktive unterteilt wird. Bei der passiven Art tritt eine Selbstlenkung in Aktion, die auf Klangreflexe, auf Licht- oder Wärmestrahlen reagiert. Jeder Gegenstand, dessen Temperatur über dem absoluten Nullpunkt liegt (das sind minus 273 °C), strahlt Wärme oder Infrarotstrahlen aus. Die aus den Schubdüsen reaktiver Triebwerke ausströmenden Gase sind eine starke Infrarotstrahlenquelle. Strahlenquelle kann jedoch auch die Flugzeugaußenhaut sein. Ein in einer Höhe von 9000 m und mit einer Geschwindigkeit von etwa 900 km/h fliegendes Flugzeug hat eine auf etwa 20 °C erwärmte Außenhaut. Bei einer Geschwindigkeit von 2650 km/h z. B. steigt die Erwärmung um das Doppelte und die ausgestrahlte Energie um das Sechzehnfache.
Beim aktiven Zielsuchsystem ist das zu suchende Ziel die Energiequelle; der Empfänger für die reflektierten Signale befindet sich direkt in der Rakete. Das Prinzip des halbaktiven Systems beruht darin, daß das Ziel direkt vom Flugzeug aus gesucht wird, und die Energie, die das Ziel reflektiert, gelangt in den Empfänger der Rakete. Die übrigen Teile des Gerätes arbeiten gleichermaßen wie bei einer Rakete mit passivem Suchsystem.
Die Konstruktion der Luft-Luft-Raketen ist im Grunde einfach; besonders die der ungelenkten. Die Rakete setzt sich zusammen aus dem Marschteil oder auch Triebwerk und dem Gefechtsteil. In der Raketenspitze befindet sich ein Zünder, der entweder bei der Zielberührung zu arbeiten beginnt, oder es ist ein kontaktloser Zünder eingebaut, der in einer bestimmten Entfernung zum Ziel wirksam wird. In geringerem Umfange werden Zeitzünder verwendet. Der Raketensprengkopf hat Splitter-, Spreng- oder kombinierte Wirkung.
Der Antrieb der Rakete ist konstruktionsmäßig einfach und ständig einsatzbereit. Er erfolgt mittels festen Treibstoffes. Durch ihn erhält die Rakete eine Geschwindigkeit, welche die aller modernen Flugzeuge weit übersteigt.
Die Geschwindigkeiten moderner Jagdflugzeuge sind enorm. Sie wachsen von Jahr zu Jahr. Auch Reichweite und Gipfelhöhe werden ständig größer. Zur Zeit werden 40 km Höhe noch nicht als endgültige Grenze angesehen.
Angesichts solcher Leistungen kann nur die Raketenbewaffnung erfolgbringend sein. In allen modernen Armeen widmet man daher der Raketenbewaffnung der Flugzeuge große Aufmerksamkeit.

M. O.

Unter ihren Flächen trägt die MiG ihre todbringenden Pfeile, die gelenkten Raketen der Klasse Luft-Luft (Bild oben).





Dicht über dem Boden brausten die gepanzerten Schlachtflugzeuge der Sowjetarmee Il-2 heran und überschütteten den Feind mit Geschossen und ungelenkten Raketen.

KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Dienstgrad, 5. Erlaß des Ministers für Nationale Verteidigung zu hohen Staatsfeiertagen, 11. Narkosemittel, 15. Angehöriger einer Völkerschaft in der UdSSR, 16. Stadt in Belgien, 17. span. Kommunist, vom Franco-Regime ermordet, 18. Aufklärungsmittel, 20. Sportart, 21. Konstrukteur einer Röhre, die in den Fernsehempfängern verwendet wird, 22. frz. Stadt an der Maas, 23. Gesangsstück, 26. Teil des Rades, 28. Stadt in Ungarn, 30. Autor des Romans „Der Unterton", 32. russ. Mädchenname, 34. altgriech., durch Malerei verziertes Gefäß, 37. längster Fluß Finnlands, 38. Fell kleiner Pelztiere, 40. Ausbau an Häusern, 42. sowj. Weltraumfahrtforscher, 44. törichter Mensch, 47. Mond des Planeten Uranus, 49. Einheit bei den Luftstreitkräften, 50. deutscher demokr. Schriftsteller (1763 bis 1810), 51. Mädchenname, 52. weibl. griech. Sagengestalt, 53. Fluß in Südfrankreich, 56. Verkaufsstelle, 57. Geländeform, 60. Ruinenstadt in Tigris, 61. Orientierungsmittel, 63. Stadt im Bez. Halle, 65. Staat in Vorderasien, 66. Versammlungsraum, 67. Luntenschloßgewehr, 71. Laubbaum, 72. Stadtteil der ungar. Hauptstadt, 74. Stadt in Nordspanien, 76. Nährmutter, 79. Papiermaß, 82. Gesichtsausdruck, 83. Herbstblume, 85. höchster Berg der Türkei, 86. preuß. fortschrittl. Militärtheoretiker, 87. chem. Element, 88. Fluß zum Kasp. Meer, 89. Fluß in Frankreich, 90. Unterführung, 91. Nebenfluß der Aller, 92. Inneres Organ, 93. Stadt in der Türkei.

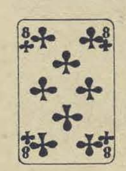
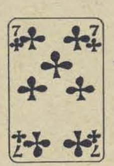
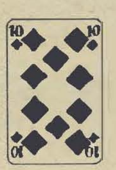
Senkrecht: 1. Musikinstrument, 2.



Mittelhand hat Herz 10 und Pik König gedrückt und mit abgebildetem Blatt sein Kreuzspiel bei folgendem Spielverlauf mit 58 Augen verloren.
1. V: Karo König, 8, 9; 2. V: Karo As, Dame, Herz As; 3. V: Karo 7, 10, Kreuz 10; 4. H: Herz Dame, König, Kreuz As; 5. M: Kreuz Bube, Dame, Pik Bube; 6. M: Kreuz 7, Herz Bube, Pik As. Damit haben die Gegenspieler 62 Augen.
Was hätte Mittelhand überlegen müssen, als er ans Spiel kam, um nach dem verunglückten Karo noch zu gewinnen?
Die Karten von Vorderhand: Pik: Bube, As, Dame, 7; Herz: König, 9, 7; Karo: As, König, 7.





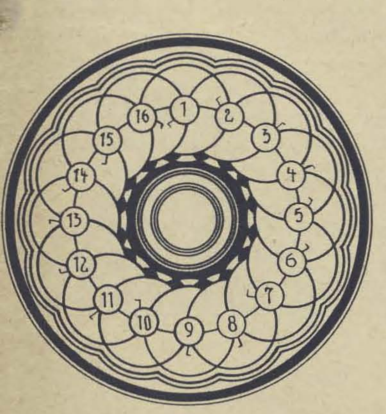


Auslese, 3. polnischer LKW, 4. Stadt in der Litauischen SSR, 5. Kampfgas, 6. Kampfbahn, 7. Abzeichen, Sinnbild, 8. Schutzschicht in Kleidungsstücken, 9. mittelalterl. Kaufmannsbund, 10. Vorratsraum, 11. Autor des Romans „Fern von Moskau", 12. engl. Schulstadt, 13. Vulkan in Südisland, 14. Bezirk, Bereich, 19. tschech. Dichter (1846–1908), 24. Nebenfluß der Donau, 25. Staatsoberhaupt des alten Venedig, 27. Ausschank, 29. Brennstoff, 30. Sperrensprengmittel, 31. Richtschnur, 33. Waffenlager, 35. bras. Arbeiterführer, 36. belg. Nordseebad, 37. Marschformation, 38. Grundlage, 39. altröm. Grenzwall in Süddeutschland, 41. Ansagerin des Deutschen Fernsehfunks, 43. Roman von G. Nikolajewa, 45. Komponist der Oper „Fra Diavolo", 46. Niederschlag, 48. norweg. Schriftsteller, 50. Gewässer, 54. Teil des Korans, 55. Marschpause, 58. alkohol. Getränk, 59. Nebenfluß des Rheins, 61. Hauptabschnitt eines Buches, 62. Laufvogel, 63. polnischer utop. Schriftsteller, 64. hervorrag. deutscher Physiker, 68. europ. Staat, 69. Teil des Visiers, 70. indischer Dichter und Philosoph, 72. moderner Werkstoff, 73. Teil des Fußes, 74. Landform, 75. Sagenheld, 77. zur Formgebung vorbereitetes Material, 78. chem. Verbindung, 80. Bienenzüchter, 81. Lager für die Riemen zum Pullen, 82. südamerik. Tee, 84. Schilfgras.

ORNAMENT

Es sollen 16 fünfbuchstabige Wörter gebildet werden, deren Anfang im gekennzeichneten Ringteil beginnen und in der angegebenen Richtung verlaufen soll. Die Buchstaben der äußeren Ringteile im Zusammenhang und in Uhrzeigerrichtung abgelesen, nennen ein Fahrzeug unserer Seestreitkräfte.

1. Stadt in Saudi-Arabien, 2. Gebiet zwischen Festland und Meer, 3. Oberbefehlshaber der Buren in der Kapkolonie, 4. Erscheinungen im Schlaf, 5. Form des Diamantschliffs, 6. Stadt in Oberitalien, 7. leichter Seewind, 8. Stadt im Bezirk Magdeburg, 9. Stadt in Syrien, 10. rabengroßer Vogel; Symbol der Friedensbewegung, 11. höchster Teil der Karpaten, 12. Wildpferd, 13. Führer der deutschen Sozialdemokratie und der deutschen Arbeiterbewegung, 14. Kapitän mit Sonderausbildung, 15. Teil des Meßgewandes der Päpste, 16. Insel im Mittelmeer.

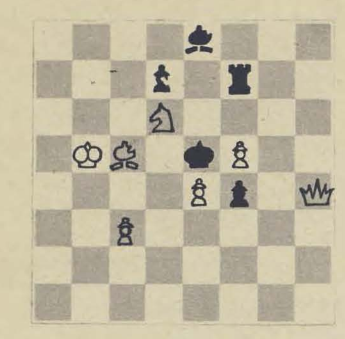


BUCHSTABENSTREICHEN

Volt – Lack – Rosmarin – Fedin – Visum – Bison.

Bei jedem der vorstehenden Wörter sind zwei Buchstaben zu streichen. Die restlichen Buchstaben ergeben – aneinandergereiht – eine revolutionäre Kampftruppe der Novemberrevolution.

SCHACHAUFGABE



Matt in zwei Zügen

Mit einem überraschenden Figurenopfer erzwingt der Weiße das Matt.

Verfasser Dr. O. Bernstein.

Stellungsbild: Weiß: Kb5, Dh4, Lc5, Sd6, Bc3, e4, f5 (sieben Steine). Schwarz: Ke5, Tf7, Le8, Bd7, f4 (fünf Steine).

AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 9/1963

SKAT: Kartenverteilung: Hinterhand hatte: Kreuz: 8; Pik: Dame, 10, 8; Herz: Bube, 10, 8; Karo: 10, 9, 7. SPIELVERLAUF: V: Pik König; M: Pik Bube; H: Pik Dame. V: Herz 9; M: Herz 7; H: Herz Bube. H: Pik 10; V: Karo König; M: Pik 9. H: Pik 8; V: Karo Dame; M: Pik 7. H: Karo 7; V: Kreuz As; M: Karo 8.

BUCHSTABENSTREICHEN: „Beweglichkeit geht vor Panzerschutz."

RÄTSELKAMM: Senkrecht: 1. Tobol, 2. Orjol, 3. Narwa, 4. Irbit, 5. Esten – „Thorndike".

FÜLLRÄTSEL: 1. Variante, 2. Warschau, 3. Bolivien, 4. Arkebuse, 5. Leutnant, 6. Degeyter, 7. Bersarin, 8. Division – Valentin.

KREUZWORTRÄTSEL: Waagerecht: 1. Artek, 5. Staffel, 11. Liter, 14. Adam, 15. Nutria, 16. Ornis, 17. Passage, 20. Faust, 21. Trabant, 22. Methode, 23. Anode, 26. Olm, 27. These, 29. Karola, 31. Torr, 33. Arom, 35. Star, 36. Plus, 38. Simonow, 40. Tael, 42. Reep, 43. Gin, 44. Pol, 45. Lauf, 46. Leer, 48. Keramik, 52. Mako, 55. Wein, 56. Mole, 57. Anis, 58. Tarpan, 61. Avers, 63. Uhr, 65. Leine, 66. Benares, 68. Nestroy, 70. Legio, 71. Niemegk, 73. Preis, 74. Heller, 75. Opus, 76. Selen, 77. Reagenz, 78. Osten.

Senkrecht: 1. Anorak, 2. Tensor, 3. Kastell, 4. Kanal, 6. Tran, 7. Fes, 8. Enge, 9. Lützow, 10. Argon, 11. Lafette, 12. Tauber, 13. Ritter, 17. Palos, 18. Storm, 19. Ammon, 24. Nagel, 25. Doppler, 28. Halloren, 30. Augen, 32. Rigel, 34. Radin, 35. Salat, 37. Sir, 39. Oka, 40. Tom, 41. Kuban, 47. Eisbahn, 48. Körner, 49. Reuse, 50. Marne, 51. Kiosk, 53. Kalypso, 54. Wallis, 55. Weigel, 59. Piment, 60. Nelson, 62. Knall, 64. Trupp, 67. Eire, 69. Egon, 72. Mig.

ALLES KREUZT SICH: Von der Zahl nach rechts unten: 1. Nil, 2. Segel, 3. Plast, 4. Sonne, 5. Armee, 6. Rotor, 7. Lek. Von der Zahl nach links unten: 2. San, 3. Pegel, 4. Stahl, 5. Arndt, 6. Ramme, 7. Lotse, 8. Kur.

SCHACH: Weiß: Kh1, Da6, Ld1, Le3, Sh5, Bd4, e6, g6 – Schwarz: Kf5, Bd2, d5. Zweizüger von Dr. A. Dekker. 1. Da3 Kg6: 2. Dd3 matt, 1. ... Ke6: 2. Lg4 matt, 1. ... Ke4 2. Sg3 matt.



HEFT 10
OKTOBER 1963
PREIS DM 1,-

„Armee-Rundschau" – Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Manfred Berghold – Anschrift der Redaktion: Berlin-Treptow, Postfach 7986, Telefon 63 09 18 · Liz.-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der Deutschen Demokratischen Republik · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, Berlin-Treptow, Postfach 6943 · Erscheint monatlich · Bestellungen bei der Deutschen Post – Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen übernehmen wir keine Gewähr · Zur Zeit gültige Anzeigenliste Nr. 3 · Anzeigenannahme: Werbekollektiv Josef Weber, Erfurt, Clara-Zetkin-Straße 48 und alle Betriebe der DEWAG; Anzeigenverwaltung: Deutscher Militärverlag · Druck: Druckhaus Einheit Leipzig III/18/211 · Gestaltung: Horst Scheffler

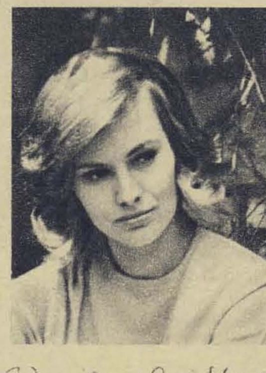
Redaktionsschluß dieses Heftes: 3. September 1963

Fotos: Gebauer (24) Titel, Rücktitel, S. 9, 10, 11, 12, 13, 22, 23, 39, 40, 41, 47, 74, 75; Schmidt (1) S. 21; Raddatz-Roski (1) S. 26; Zentralbild (3) S. 32, 49, 56; Weiß (4) S. 33, 60, 61; Bach (2) S. 33, 59; Armeemuseum Potsdam (1) S. 35; Museum für Geschichte der Stadt Leipzig (1) S. 37; Klöppel (1) S. 44; Progress (1) S. 55; Dressel (1) S. 63; Militär-Bilddienst (5) S. 68, 72, 76; Archiv (19) S. 1, 5, 6, 7, 19, 30, 31, 32, 67, 68.

TITELBILD: Ein Brückenlegegerät der Nationalen Volksarmee beim Auslegen der Spurbahn über ein Wasserhindernis.

Für zwei Dinge begeisterte sich Doris schon während der Schulzeit – Sport und Rezitation, am liebsten Brecht-Verse. Die eine Leidenschaft führte zu sportlichem Ruhm: dem Deutschen Jugendmeistertitel 1958 in der künstlerischen Gymnastik. Die andere brachte sie ebenso folgerichtig auf die „Bretter, die die Welt bedeuten" – sie wurde Schauspielerin. Allerdings noch nicht am Theater, sondern zuerst beim Film.
Dieses Erlebnis begann mit der Hauptrolle in dem Märchenfilm „Schneewittchen". Es war für sie ebenso aufregend wie für jeden Neuling. Das, was sie bislang als Kinobesucherin im Film nicht sah – die zahlreichen Scheinwerfer,

STAR-Palette



Doris Weikow

die Kameras, die Mikrofone und die vielen Leute, die bei den einsamsten Szenen in den Kulissen zu tun hatten – machten sie zu Anfang ganz ängstlich. Trotzdem, sie gewöhnte sich auch daran.
In seinem Film „Nebel" holte sie Jo Hasler das zweite Mal vor die Kamera. Auch hier erfüllte sie alle Erwartungen. Mit ihrem Spiel fügte sie sich würdig in das Kollektiv von Günter Simon, Werner Lierck und Eberhard Esche ein.
Der aufmerksame Fernsehzuschauer wird Doris Weikow auch schon auf dem Bildschirm entdeckt haben. In der Szenenfolge des Jugendfernsehens, gestaltet nach dem Buch „Egon und das achte Weltwunder", spielt sie die Christine.
Wann der dritte Film an der Reihe ist, steht noch nicht fest. Frau Weikow will die Zeit nutzen, sich auf die Bühnenreifeprüfung vorzubereiten, wobei Ehemann Erwin Geschonnek bestimmt tüchtig helfen wird. Wir wünschen dazu viel Erfolg und uns, daß wir die talentierte junge Schauspielerin recht bald in einem neuen DEFA-Film wiedersehen . . . *E. Gebauer*

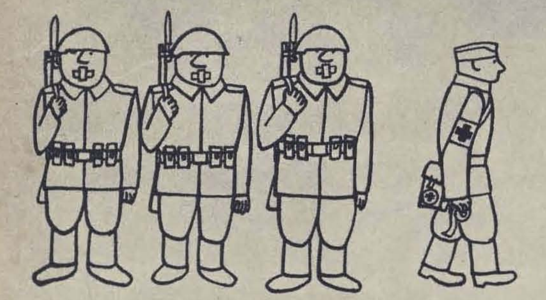


Wer spielt aus?

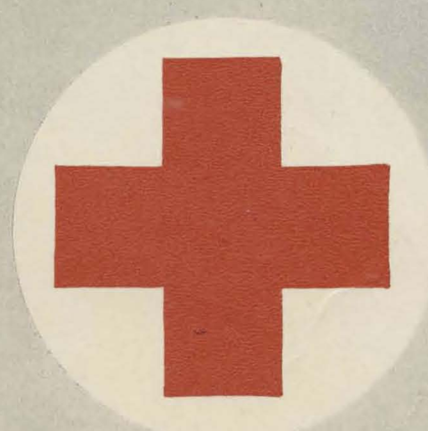


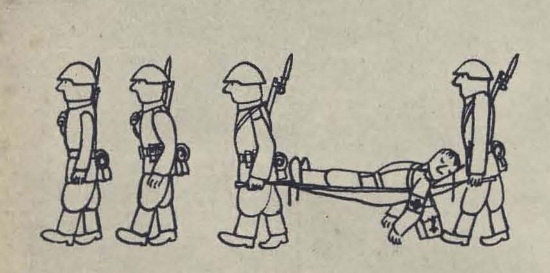
Sanitaten

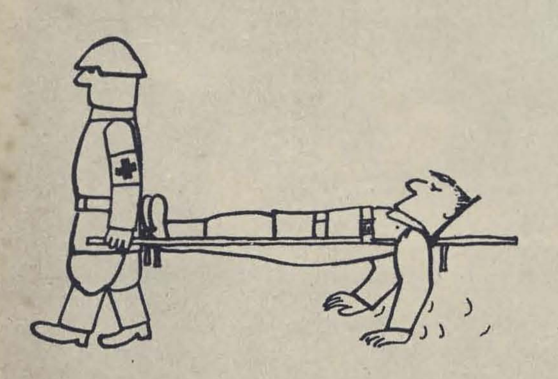
von Paul Klimpke

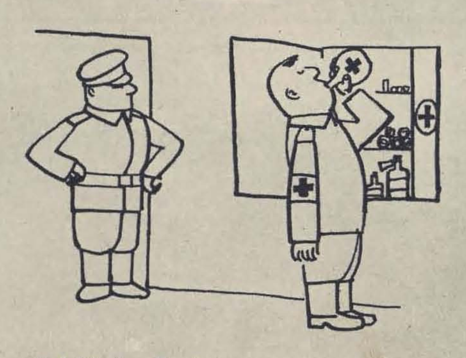


Geheimkommando









Auf frischer Sanitat ertappt

Index 31 036

